Politische Wahrheiten

von

Friedrich Carl Freyherrn von Moser.

Zweytes Bändchen.

Zürich,
bey Orell, Geßner, Füßli und Compagnie.
1796.

Inhalt

des zweyten Bändchens.

VI. Der selbst-regierende Fürst. 3.

VII. Ueber das Loben der Könige und Fürsten. 61.

VIII. Vermischte Bemerkungen über Könige uud Fürsten. 215.

Anhang.

D. Lütkemanns Ao. 1655. zu Wolfenbüttel gehaltene Regenten-Predigt. Nebst einigen Worten und Winken über die Publicität der Kanzel. 283.

VI.

Der selbst = regierende Fürst.

Ein Herr, der nicht zu befehlen und seine Befehle von jedermann respectiren zu machen weiß, wird immer nur halb und oft mit Schaden bedient werden.

* *

Ein Herr, der es auf den eigenen guten Willen seiner Ministers und Diener aussetzen mag, ob sie seine Entschliessungen gutheissen und befolgen wollen, wird dadurch entweder ihre Düpe und der Knecht seiner Diener, oder kommt doch bey den besten Vorsätzen nie weiter voran, als es dem Eigennutz und Eigensinn anderer beliebt.

* *

Es giebt freylich Herren, denen Friede, Ruhe und Eintracht unter ihren Dienern und ihre eigene Ruhe und Gemächlichkeit so sehr am Herzen liegen, daß sie lieber selbst anerkannte Schlechtigkeiten geschehen und gut heissen, um nur Widerspruch, Zank und Streit zu vermeiden, und

sich selbst neue Belästigungen zu ersparen. Bey solchen haben die Schreier und die sich am dreistesten in die Brust werfen können, gutes Spiel.

* *

Ferner finden sich zuweilen Herren von solch großer Herzens-Güte, welche die Menschen, mit denen sie umgeben sind, immer nur von der schönen Seite anzusehen sich angewöhnen; die sich nie bereden können oder wollen, wie oft unter dem scheinbarsten Diensteifer Nebenabsichten, Eigennutz, Neid, Eifersucht gegen andere rc. verborgen liegen; die sich ungerne und schwer eines andern überzeugen lassen, und, wann sie dann endlich den Glauben in die Hand bekommen, lieber sehen, daß, anstatt durchzugreifen, andere sich die Mühe geben, durch Ueberredungen und Vorstellungen die bessere Gesinnung einzupfropfen und die immer undankbare und vergebliche Mühe, Mohren weiß waschen zu wollen, übernehmen.

So erzählte Luther einst von der Gedult und Langmuth seines alten Herrn, Churfürsten Johannsen zu Sachsen, daß er sich durch den Ungehorsam seiner Leute nicht bewegen lassen, sondern

allzeit gehoft und gewartet, sie würden sich bessern. „Das (sagte Luther) wäre daher geschehen, daß er von Predigern also gelehret und beredet war, dann er hatte von Jugend auf die Mönche, seine Beichtväter, gehöret, die gaben vor: Ein Fürst solle nicht zornig, sondern sanftmüthig, barmherzig und gedultig seyn ꝛc. und lehrten ihn allein, was nur einzelne Personen, so nicht in Aemtern sind, angeht; gleich als dürfte oder gebührte einem Fürsten nicht, daß er zürnte, Rach übte, die bösen Buben strafte, noch die Frommen wider Gewalt und Unrecht schützte und vertheidigte. Davon kann er noch nicht lassen, weil er in dem unterweiset ist von Kindheit auf, gleichwie ich auch meine Möncherey nicht gar ablegen noch vergessen kann".

* *

Hinwiederum giebt es auch Herren, welche ihrem Dienst am besten gerathen zu seyn glauben, wann ihre Ministers in beständigem Feuer gegen einander liegen, einer dem andern widerspricht und entgegen arbeitet, und in den Conferenzen halb berathschlagt und halb gezankt wird; die aber gleichwohl zu schwach von Einsichten sind, um zwischen diesen Mund- und Feder-Fechtereyen

das Wahre der Sachen herauszufinden, die geheimen Absichten des einen oder des andern zu entdecken, und für das, was wirklich recht und gut ist, zu entscheiden; welche daher, wann die Flamme übers Haus hinausschlägt, zu dem elenden und schädlichen Mittel ihre Zuflucht nehmen, zu sagen: Ich will von der ganzen Sache nichts mehr hören; ihr Herrn, vergleicht euch. Zuweilen geschiehts, und der Herr muß den Macherlohn, wie billig, bezahlen.

* *

Es ist immer ein trauriger Fall, wenn ein Fürst zu weich, zu gut und zu schwach ist, um über seinen eigenen mit Ueberlegung gegebenen Befehlen zu halten. Dagegen gilt nur Ein Mittel: Daß er das, was er nicht selbst thun kann oder mag, durch seinen Coadjutor, Helfer oder Vicarium ergänzen läßt.

Ich kannte einen Fürsten, der nicht leicht eine Klage, ein Gesuch oder Bitte abschlagen konnte, wenn sie ihm mündlich oder schriftlich durch einen seiner Unter-Officiers oder Soldaten vorgebracht oder empfohlen wurde. So einträglich dies Gewerbe vor diese Leute war, so eine reiche Quelle wurde es von tausend Unordnungen, Ver-

wirrungen, Ungerechtigkeiten, Verläumdungen redlicher Diener, und unnöthiger Mühe vor die Collegien und den Minister. Der Fürst, überzeugt, wie sehr er mißbraucht und hintergangen worden, erließ endlich einen gedruckten Befehl ins Land, wodurch aller und jeder Ueberlauf seiner Person in Sachen, die ihrer Natur nach vor die Collegia gehörten, bey zehen Gulden Strafe verboten und zugleich geboten wurde, diese Verordnung von den Canzeln alle vier Wochen zu verlesen. Der Fürst war der erste, so diesen Befehl brach; und die Unordnungen dauerten einen Weg wie den andern fort. Da war kein anderer Rath, als daß der Minister die Stelle seines Herrn vertreten, selbst über der Ordnung halten, alle dergleichen erschlichene Resolutionen als nicht gegeben ansehen, und die Sachen an die Collegien, wohin sie gehörten, verweisen; diejenige aber, so die Güte des Herrn durch solche Schleichwege mißbraucht, ohne Ansehen der Person strafen mußte. Er mußte über sich schreyen, schimpfen, fluchen lassen; taub seyn gegen alle Vorwürfe: Daß der Fürst so gut, und er so hart sey. Der Fürst war bey aller seiner Herzens-Güte doch zu gerecht, um sei-

nen Minister stecken zu lassen; und so ward allmälig die Ordnung wieder hergestellt.

* *

Ins ganze zu sprechen, so hat es überall und zu allen Zeiten nur immer wenige selbstregierende Herrn gegeben; und sie und ihre Anbeter und Loblügner mögens gestehen, oder nicht, so sind sie auch in unsern heutigen aufgeklärten Tagen noch eben so selten, wie sonst; vielleicht noch seltener. Büffon *) wird in dem großen Wort, das er gesagt hat, nicht nur zu unsern Zeiten, sondern noch lange nach uns, recht behalten.

Die meisten von ihnen, selbst die guten, und unter diesen am ersten die besten, werden geführt, durch die Gemahlin, durch Maitressen, Favoriten, Ministers, Räthe, geheime Referendarien und Secretarien, Cammerdiener u. d. g. bald von einem oder etlichen derselben allein, bald von mehreren zusammen, die sich unter einander ablösen oder in diesem Führer-Amt nachfolgen.

Das, wo nicht einzige, doch sichere Verwahrung-Mittel dagegen wäre, wenn die Herrn

*) *Il est aisé de sentir, que répresenter n'est pas être.* Hist. natur. de Mr. de *Buffon*, T. VII. p. 16.

die Staats- und Landes-Geschäfte durch die Collegien gehen lassen und sich von ihrem Selbstdünkel so weit entkleiden könnten, um zu glauben, daß dann doch wohl etwa sechs, acht oder zwölf Augen, weiter und schärfer sehen möchten, als ihre zwey. Diese Zeiten sind aber, wie anderswo ausgeführt worden ist, heut zu Tage vorbey; alles wird, nach K. Josephs Lieblings-Ausdruck, immer mehr simplificirt; sie sehen nur allein, sie regieren nur allein, und das thut dann so lange gut, bis es bricht.

Bey manchen andern geht es aber, wie Montesquieu sagte: „Je mehr in despotischen Staaten der Fürst Völker zu regieren hat, je weniger denkt er an die Regierung; je größer und wichtiger die Geschäfte sind, je weniger wird darüber berathschlagt".

* *

Es ist, um es kurz zusammen zu fassen, kein Monarch, Fürst, Herr oder Herrlein, der sich nicht in vielen großen und kleinen Fällen seiner Regierung selbst betrügt, oder von andern betrogen wird; und ein Regent müßte ein Engel, oder höheres, denn menschliches, Wesen seyn, wenn er alle ihn umgebende, berückende, über-

listende Ketten, Fallstricke und Fäden bemerken und ergründen sollte. Wie wahr ist, was in dieser Hinsicht ein redlicher und tiefblickender Mann einem bekehrten alten Fürsten-Hasser in den Mund *) gelegt hat.

* *

Mag dann immerhin ein Fürst ganz oder halb blind seyn, wenn er nur einen guten Führer hat; mag er immerhin nur die Laterne oder der Kronleuchter seyn, wenn er nur gute Lichter hat.

Tausendmal für einmal sind aber die Befehle der Regenten so geartet, als wenn der Blinde dem Sehenden vorschreiben wollte, wie er ihn

---

*) In den Materialien zur Geschichte des Sokratismus S. 334. „Mir dünkte, die Könige und Herrn seyen allerseits die schlimmsten Gesellen, und ich hielt dafür, es sey doch gleichwohl nichts leichter, als ein Fürst, und eben darum der beste Sterbliche zu seyn. Aber die Augen sind mir geöffnet. Es ist, wie ich nun finde, unendlich schwerer, ein Fürst und doch gut zu seyn, als ein Nicht-Fürst und zugleich ein braver Mann. Daß unsere Fürsten eben darum nicht Tyrannen sind, weil sie Fürsten sind, ist mir der stärkste Beweis, daß die meisten unter ihnen die allerbravsten Seelen auf Gottes Erdboden seyn müssen; dann sie haben doch allerseits mindestens eben so viel Recht und noch viel leichtere Mittel, als ihre Tadler".

führen soll? oder wenn der Blinde verlangte, daß er nicht dem Führer, sondern dieser ihm folgen soll. Wenn nun aber der Blinde gegen seinen Führer so argumentirt: Ich bezahle dich dafür, daß du mich führst, wie ich will, und dieser glaubts, so wird er ihm zwar seinen Willen thun, ihn aber, wenns dem Abgrund zugeht, den Hals allein brechen lassen, und am Rand weislich zurücktreten.

Das Sonderbare ist, daß manche Herrn sich von denen führen lassen, welche sie selbst gebildet zu haben wähnen. Daher kommen die Günstlings- und Pagen-Ministerien in- und ausserhalb Deutschland.

* *

Es ist, mit Lavatern, leicht gesagt: Stehe auf dir selbst! Versteht sich, wann der, so stehen soll, Lebenskraft und Füsse zum Stehen hat. Die Geschichte hat uns von solchen Kraft-Menschen Beyspiele aufbehalten, und sie werden nur um so einleuchtender, wenn man die Exempel von ohnmächtigen Fürsten dagegen hält. So sagt man: Carl der Große siegelte seine Befehle mit seinem Degen-Knopf, in welchem sein Pettschaft

eingegraben war. Da, sagte er, ist mein Befehl; und hier, indem er auf den Degen wies, das, was ihn respectiren machen wird. Doch was geht die jetztlebenden Fürsten Carl der Große an? Hier ist ein anderes Beyspiel aus dem jetzigen Jahrhundert.

* *

In Spanien war unter der Regierung der leztern Könige Oesterreichischen Stamms eine zwiefache Instanz zu Behandlung und Entscheidung der Reichs-Angelegenheiten. Die größere hieß die Junta, oder der Rath von Castilien. Welch ein trauriges Ding dieser Staatsrath gewesen seyn müsse, davon hat uns die Regierungs-Geschichte *) des schwachen Königs Carls II. das Modell aufbehalten. Alle Freytag versammelte sich nämlich der hohe Rath von Castilien in dem königlichen Thron-Zimmer; der König trat bedeckt herein, fand die Räthe auf dem Knie liegen, setzte sich und sprach: Steht auf! Die Räthe stuhnden auf, und der König sprach weiter: Sezt euch! Sie setzten sich. Bedeckt euch! fuhr der König weiter fort; und sie bedeckten sich;

*) Memoir. de *Noailles*, T. II. p. 46.

damit hatte die Conferenz ein Ende. Als diese Mummerey dem jungen König Philipp V. erzählt wurde, bezeugte er darüber sein äusserstes Befremden, und fragte: Ob dann sonst gar nichts bey dieser Versammlung vorgenommen worden? Worauf der Präsident antwortete: Unter Carl II. wäre sonst weiter nichts geschehen; unter Philipp IV. hätte man ihm aber manchmal die von dem Rath von Castilien abgefaßten Urthel vorgelegt. „Und was sagte darauf Philipp IV."? erwiederte der junge König. „Es ist gut", antwortete der Präsident. „Ich werde auch so sagen", versetzte darauf Philipp, „wenn ich es auch so finde; finde ichs anders, so werde ich sagen: Das ist schlimm". Die über diese Rede erschrockenen Spanier glaubten schon wirklich, der junge Monarch werde lernen, als Herr zu sprechen; es blieb aber nur bey den Worten.

Zwar hatte Ludwig XIV. in Frankreich, in der diesem seinem Enkel An. 1700 mitgegebenen Instruction *) bereits gesagt: Widmen Sie eine große Aufmerksamkeit, wenn man Ihnen von Geschäften spricht; hören Sie im Anfang viel, ohne darüber

*) Memoir. de *Noailles*, T. II. p. 6.

zu entscheiden. Wenn Sie aber mehr Kenntnisse erlangt haben, so erinnern Sie sich, daß Ihnen zusteht, zu entscheiden; Sie mögen aber noch so viele Erfahrung erlangt haben, so hören Sie immer vorher die Belehrungen und Urtheile von ihrem Conseil, ehe Sie sich wirklich entscheiden". Und am Ende dieser Schrift fügt er bey: „Ich endige mit einer der wichtigsten Belehrungen, die ich Ihnen je geben kann: Lassen Sie sich von niemand beherrschen; seyen Sie selbst Herr; haben Sie nie weder einen Favoriten noch einen Premier-Minister. Hören Sie, berathen Sie sich mit Ihrem geheimen Rath, aber entscheiden Sie selbst. Gott, der Sie zum König gemacht, wird Ihnen, so lange Sie gute Absichten haben, auch die benöthigte Einsichten geben". Und die noch junge, aber männlich-kluge erste Gemahlin dieses schwachen Königs schrieb selbst im Jahr 1702. *) an ihren Großvater Ludwig XIV. in Frankreich: „Ew. Majestät bitte ich unterthänigst, sich alles des Ansehens zu bedienen, das Sie aus so vielen Gründen über den König,

Ihren

*) Memoir. de *Noailles*, T. II. p. 279.

Ihren Enkel haben, daß er sich gewöhne, mit einem festen Ton zu sagen: Ich will! oder: Ich will nicht! mit Einem Wort, daß er Ihrem Beyspiel nachzufolgen suche. Er würde ein vollkommener Fürst seyn, wenn er es so weit bringen könnte".

In einem kurz gedauerten Paroxysmo schien es, der junge König wolle wenigstens in dem sogenannten Despacho oder Rath der Depeschen, selbst und allein arbeiten; er zog zu diesem Despacho den Cardinal Portocarrero, dem er durch das Testament Carls III. ohnehin die Krone zu verdanken hatte, zugleich aber auch, um nicht von dem Eigensinn dieses mächtigen Spaniers allein abzuhangen, den französischen Gesandten mit bey. Dieß that nur eine Zeitlang gut; der spanische Stolz empörte sich gegen französische Mitwürkung und Einfluß. Als Philipp im Jahr 1703. nach Madrit zurückkam, und der neue französische Gesandte, Cardinal von Estrees, Mine machte, dem Despacho mit beyzuwohnen, weigerte sich Portokarrero, in demselben zu erscheinen; die Gährung unter den Großen wurde immer größer, und drohte einen förmlichen Aufruhr. An die Zuziehung eines französischen Gesandten

war gar nicht mehr zu gedenken; ein spanischer Grande drohte im öffentlichen Rath mit Arm und Bein entzweyschlagen derer, die sich an den französischen Minister wenden würden. Darüber blieben alle Geschäfte liegen; die Großen rotteten sich zusammen, und liessen dem König sagen, daß alles zu befürchten sey, wenn der König nicht, und zwar allein sein Despacho halten wollte. Da sich nun Philipp dazu gezwungen sah, ließ er den Cabinets- oder Despacho-Secretair, Marquis von Rivas zu sich kommen, und sagte ihm: „Meine wenige Erfahrung und „Jugend erlauben mir nicht, zu hoffen, daß ich „keine Fehler machen werde. Ich halte Euch für „einen ehrlichen Mann, sonst würde ich mich „wohl gehütet haben, Euch zu dieser Stelle zu „nehmen; ich erkläre Euch aber zugleich, daß, „wenn Ihr mich in der geringsten Sache betrügt, Ihr mit Eurem Kopf dafür haften müßt". Der Secretair stand vor Erstaunen über diese Sprache wie versteinert da, und von dieser Stunde an verbreitete er das Gerüchte: Daß in dem jungen Monarchen ein fester Mann verborgen sey *). Die junge Königin war über diesen Ent-

*) Memoir. de *Noailles*, T. III. p. 11.

schluß so erfreut, daß sie ausrief: Nun endlich haben wir einen König, der selbst regiert; er hat auch alle Fähigkeit dazu, und bedarf keiner fremden Hülfe. Der Erfolg zeigte aber bald genug das Gegentheil; und auf den Bericht, den der französische Gesandte von diesen Vorgängen an seinen Hof erstattete, folgte von Großvater Ludwig ein donnerndes Schreiben an seinen Enkel nach, aus dem ich nur folgende Stelle aushebe: Il y a deux ans, que vous regnés et vous n'avés pas encore parlé en maitre, par trop de défiance de vous même. — A peine cependant vous arrivés à Madrid, qu'on reussit à vous persuader que vous êtes capable de *gouverner seul* une Monarchie, dont vous n'avés senti jusqu' à present que le poids excessif. Vous oubliés l'embarras de vos affaires et vous vous applaudissés de tenir seul vos conseils. J'étois bien eloigne de croire, qu'on vous tendit un pareil piége, et qu'il fut possible de vous y faire tomber. — Ne vous renfermés point dans la mollesse honteuse de votre palais, montrés vous à vos sujets, écoutés leurs demandes, faites leur faire justice, donnès ordre à la sureté de vôtre Royaume acquités vous enfin des devoirs, ou Dieu vous appelle en vous plaçant sur le trône.

In kurzem zeigte sich aber, daß Philipp V. schon in seiner Geburt zu einem selbstregierenden Herrn verdorben war, und die intressanten Memoires de l'Abbé de Montgon enthalten den anschaulichsten und überzeugendsten Beweis, wie sehr er sich in der Folge seiner langen Regierung von Weibern und Günstlingen beherrschen lassen.

So ist es denn auch, nach ihm, geblieben bis auf den heutigen Tag.

* *

In Frankreich erschien, nach manchen vorhergegangenen theils Schwachköpfen, theils Tyrannen, der, in der hohen Schule der Anfechtungen gebildete, Heinrich IV. als ein mit Wort und That selbstregierender Herr. Nur eine Probe davon anzuführen: Als er sich im Jahr 1597. mit seinem Pariser-Parlament über den den Reformirten gegebenen Freyheits-Brief herumzankte, ließ er eine Deputation in sein Cabinet kommen, und sagte derselben die honigsüßen und brennendheissen Worte *): „Ihr seht mich da in meinem Cabinet mit euch reden, nicht in königlichem Habit, in Degen und Hut, wie meine Vorfahren,

*) Perefixe vie de Henry IV. p. 365.

noch wie einen Fürsten, der fremde Gesandten empfängt, sondern angekleidet wie einen Hausvater in seinem Wämmsgen, wie er mit seinen Kindern spricht. Was ich euch zu sagen habe, ist, um euch zu bitten, das Edict, das ich denen Religionairs gegeben habe, anzunehmen. — Ich habe es selbst gemacht, und will, daß es gehalten werden soll. Mein Wille kann euch Grund genug seyn; in einem gehorsamen Staat fordert man von einem Fürsten nicht mehr. Ich bin König und spreche zu euch als König, und will, daß ihr gehorchet".

Dieser gute König pflegte manchmal zu sagen: Er hoffe, Gott werde ihm in seinen alten Tagen die Gnade thun, ihm so viel Zeit zu lassen, daß er wochentlich zwey bis dreymal ins Parlament und auf die Rechen-Cammer gehen könne, um auf die Abkürzung der Processe und die gute Verwaltung der Staats-Einkünfte persönlich Acht geben zu können; dieß sollten dann seine lezten Promenaden seyn.

* *

Als sein Sohn und Nachfolger, der schwache König Ludwig XIII. in Frankreich, den Liebling seiner Mutter, den Marschall von Ancre, um-

bringen lassen, sagte er, wenige Augenblicke hernach, dem Staats-Minister von Brienne *): Nun bin ich König; jezt hat keiner mehr den Rang vor mir.

* *

Nach des Cardinals Mazarins Tod ließ Ludwig XIV. die drey Staats-Secretarien in sein Cabinet kommen, und sagte ihnen mit Ton und Stimme eines gebietenden Herrn **): Daß, da

---

*) *Memoir. du C. de Brienne*, T. I. p. 74 und 159. Le Cardinal de Richelieu avoit détruit les ennemis de sa grandeur, et s'étoit rendu l'arbitre des volontés de Louis XIII. qui voyoit dans les derniers tems de sa vie et sans presque oser se plaindre, que ses bons sujets le quittoient, pour s'attacher au Cardinal. Le Serviteur ôtoit au Maitre ce qu'il lui plaisoit. Il semble, que Louis XIII. voulut secouer ce rude joug, un peu avant la mort du Cardinal; du moins les memoires de son regne l'insinuent. — Qu'oi qu'il en soit, le Cardinal se fit craindre jusqu'au bout, et Louis fut toujours obeissant; après un peu de resistance il en falloit venir là pour avoir la paix. — Ce Prince foible connoissoit bien, que le Ministre usurpoit l'autorité de Maitre. Il vit avec assés de froideur son favori agonisant, et quand il aprit la nouvelle de sa mort, il s'écria: *Je suis donc Roi maintenant.* Il se trompoit le bon Roi; il n'avoit pas assés de courage, pour l'être jamais. *Memoir. du C. de Brienne*, T. II. p. 159.

**) Memoires de *Choisy*, T. II. p. 124.

er den Cardinal verlohren habe, auf welchen er sich bisher gänzlich verlassen habe, er von nun an sein eigener Minister seyn wolle, und daher von ihnen verlange, daß sie, ohne sein Vorwissen, keinen Befehl, ja nicht einmal einen Paßport, ausfertigen sollten. Ein jeder von ihnen gelobte ihm den unumschränktesten Gehorsam; kein einiger von ihnen glaubte aber, daß er Wort halten werde. Es geschah aber; und von dem Tage an hielt der König alle Tage Staatsrath mit diesen drey Ministern, und ihren zum Theil noch jungen, aufgeblasenen, unwissenden und unerfahrnen Nachfolgern. Der König glaubte selbst an seine Allweisheit *), und noch mehr an seine Allmacht; und es glückte. Er ward von allen seinen Unterthanen sclavisch gefürchtet, und von ganz Europa aufrichtig gehaßt. Unter seinen Ministern hatte er weise, große Männer, mit unter auch harte Starrköpfe, die aber in seine despotischen Plane nur um so besser paßten. Unter diesen al-

*) Le Roi (Louis XIV.) croioit bonnement, qu'il n'avoit besoin sous lui que d'un commis laborieux, et non d'un Ministre éclairé, qui pensât de lui-même, et qui trouvât de bons expediens dans les affaires difficiles. *Annal. polit. de St. Pierre*, T. I. p. 363.

len ragte an Credit, Ansehen und Gewalt der Kriegsminister Louvois hervor. Mehr als einmal reizte er den König, seinen Herrn, zum Zorn; Ludwig blieb aber am Ende doch immer seiner Meister. Auch hievon mag ein Beyspiel zur Probe dienen. Die Erzählung von diesem sonderbaren Auftritt ist mit den eigenen Worten des Herzogs von St. Simon *) folgende: „Louvois hatte an der Verheerung der Pfalz nicht genug, er wollte auch Trier in die Asche legen lassen. Er schlug es dem König vor und setzte hinzu: Dieß sey noch nothwendiger, als das Verfahren mit Worms und Speyer, weil die Feinde aus Trier einen gefährlichen Waffenplatz machen könnten. Sie geriethen in heftigen Wortwechsel darüber, ohne daß der König überzeugt wurde, oder überzeugt seyn wollte. Louvois, der den Fehler der Starrköpfigkeit, und das Vertrauen zu sich besaß, alles durchsetzen zu können, was er wollte, arbeitete einige Tage hernach, wie gewöhnlich, mit dem Könige bey der Frau von Maintenon. Als er fertig war, sagte er zum Könige: er wäre überzeugt, ein bloßer Scrupel seye Schuld, daß

*) In seinen *Denkwürdigkeiten*, I. B. S. 170.

der König nicht seine Einwilligung zu einer so unumgänglichen und für das Beste seiner Truppen wichtigen Sache geben wolle, als die Anzündung Triers sey; er habe daher geglaubt, ihm einen wesentlichen Dienst zu erzeigen, wenn er ihn davon befreye und es allein über sich nähme; und dem zufolge habe er, ohne ihm vorher ein Wort zu sagen, einen Courier mit dem Befehl abgeschickt, Trier gleich nach seiner Ankunft in Brand zu stecken.

Augenblicklich gerieth der König wider seine Gewohnheit in einen so heftigen Zorn, daß er die Feuerzange vom Camin ergriff, und dem Louvois eins damit versetzen wollte, wenn nicht Frau von Maintenon dazwischen gesprungen wäre, und ihm zugerufen hätte: „Sire, was wollen Sie thun"? Zugleich riß sie ihm die Feuerzange aus der Hand. Louvois wischte zur Thüre hinaus; der König aber schrie ihm nach, daß er zurückkommen sollte, und sagte ihm mit Augen, die von Wuth funkelten: „Fertigen Sie auf der Stelle einen Kurier mit einem Widerruf des Befehls ab, und daß er noch zu rechter Zeit ankommt; denn Sie sollen mir mit Ihrem Kopf dafür haften, wenn ein einziges Haus abgebrannt wird".

Louvois, der mehr todt als lebendig war, eilte nach Haus, aber nicht um die Contreordre auszufertigen; denn das war nicht nöthig, weil der erste Kurier noch gar nicht abgereist war, indem er ihm befohlen hatte, damit bis zu seiner Zurückkunft vom Könige zu warten. Er hatte erst sehen wollen, wie der König es aufnehmen, und ob er blos ein wenig böse seyn würde, in welchem Fall er den Kurier würde haben abgehen lassen. Er brauchte also nur seine Depesche zurück zu nehmen; bey dem König hieß es aber immer, daß der zweyte Kurier dem ersten noch zu rechter Zeit nachgefolgt sey".

* *

Die Zeit der tollen Regentschaft des Herzogs von Orleans und seines noch liederlichern Ministers des Cardinals du Bois, verdient nicht einmal, daß sich die Geschichte mit der Wiederholung ihres Andenkens beflecke.

Der junge König wurde, wie die meisten Königs-Söhne erzogen, wuchs heran und machte zu Ministern, die sich entweder selbst aufschwäzten und eindrungen, oder ihm von andern als die tüchtigsten empfohlen wurden.

Nach dem im Jahr 1743. erfolgten Tod des

alten Präceptors und Ministers von K. Ludwig XV. des Cardinals von Fleuri, wünschten die redlichen Männer in der Nation, daß sich der König an keinen dirigirenden Minister mehr gewöhnen, wohl aber sich selbst den Geschäften des Staats mehrers widmen möchte. Der eben so staatskluge als rechtschaffene Marschall von Noailles, welcher damals in Flandern kommandirte, klopfte, so zu sagen, auf den Busch, und ließ in ein Schreiben an den König einfliessen: Daß er ihm wohl ein und anders, das er auf dem Herzen habe, sagen möchte; er würde aber sein Stillschweigen eher nicht brechen, bis es der König ausdrücklich befehlen würde. Ludwig XV. antwortete darauf dem biedern Mann in einem eigenhändigen Schreiben: „Der verstorbene König, mein Ur-Großvater, den ich nach aller Möglichkeit nachahmen werde, hat mir auf seinem Todbett empfohlen, in allen Sachen Rath einzuholen; zu suchen, den besten zu erkennen, und demselben sodann stets zu folgen. Ich werde also sehr erfreut seyn, wenn Sie mir diesen Rath ertheilen wollen. Ich öfne Ihnen also den Mund, wie der Pabst den Cardinälen, und erlaube Ihnen, das zu sagen, was Ihr Diensteifer und Ergeben-

heit vor mich und mein Reich Ihnen eingeben wird. Ich kenne Sie genug und lang genug, um an der Aufrichtigkeit Ihrer Gesinnungen und Ihrer Abhänglichkeit an meine Person im geringsten zu zweifeln".

Der Marschall rückte darauf mit großer Weisheit und Behutsamkeit mit seinem Text herfür, und stellte seinem König in einem ganz vortreflichen Schreiben *) für, wie räthlich es sey, daß

---

*) *Lettre du Maréchal de Noailles à Louis XV.* Pardonnés, Sire, à la generosité de la nation, la noble fierté, qui ne sauroit lui permettre d'obéir à d'autres, qu'à ses Rois, et qui, méme sous leur nom, ne souffrent qu'impatiemment, que quelqu'autre lui commande. Le profond respect et la haute estime des Francois pour leur Rois, qu'ils regardent comme incapables de vouloir autre chose, que la justice et la raison, quand il gouvernent par eux-méme, font ce qui forme dans leurs cœurs le prémiers nœuds de ce fidéle attachement. Fortifiés, Sire, et reserrés des nœuds si forts et précieux. Le gouvernement d'un Prémier-Ministre ne peut que les affoiblir et les relâcher, si le Ministre n'est pas lui-même assés entreprenant, pour essayer de les rompre. Memoir. de *Noailles*, T. IV. p. 228. Die traurige Ursache, warum alle diese frommen Wünsche scheiterten, sind in einem Schreiben eben dieses biedern Marschalls an den Cardinal von Tencin unverblümt angegeben: Je serois,

er keinen Premier=Minister habe, und wie nöthig dagegen, sich den Geschäften mit mehrerer Anstrengung zu wiedmen. Dieser Rath war um so dringender, da es die wenigste Sorge des Cardinals war, dem Charakter und der Tugend des Königs eine eigenthümliche Stärke zu verschaffen, und seine Seele auf die dem König so nöthige, unabhängige Größe zu leiten, als vielmehr ihn gegen seine, des Cardinals, Vorschläge geschmeidig und nachgebend zu machen. Auf diese Weise wußte er, ohne allen Anschein von Ehrgeiz, eine unumschränkte Herrschaft zu behaupten. Der schüchterne, bescheidene, gegen sich selbst mißtrauische König gewöhnte sich, immer nur durch andere Augen zu sehen, oder andere machen zu lassen, was sie wollten, wenn er gleich einsah,

---

(schrieb er), bien tranquille à tous égards, si le Roi connoissoit toujours la verité. Il l'aime; jamais Prince n'a eu des intentions plus pures, ni plus droites. Dieu lui a donné le discernement, qui est la qualité des Rois; mais la fausseté l'environne, et il peut être surpris. Je crains d'ailleurs, qu'il ne se défie trop de lui-meme; et je voudrois pour lui et pour le bien de son état, qu'il s'écoutat plus, et qu'il écoutât quelquefois un peu moins les autres.

daß es besser gemacht werden könnte. Diesen Gebrechen suchte der Marschall durch eine andere Ordnung der Dinge abzuhelfen. Der König sah auch die Richtigkeit der Gründe des Marschalls mit Ueberzeugung ein; er machte den Anfang, selbst regieren zu wollen. Er zog den Marschall selbst in den Staatsrath; er folgte aber nicht seinem Rath, ließ die andern Ministers, jeden in seinem Department, despotisiren, wie sie wollten, überließ sich seiner Trägheit, gerieth in die Fallstricke der Weiber und Maitressen, welche Ministers ein- und absetzten, und vollendete so seinen Lauf mit Schmach und Schande.

* *

Als sein Enkel König Ludwig XVI. in Frankreich bald nach Antritt seiner Regierung starke Reformen bey seinem Hofstaat vernahm, nahm sichs der Prinz von Beauveau heraus, dem König zu sagen: Daß, wenn der verstorbene König Veränderungen in seiner Hof-Oeconomie vorgenommen habe, er mit den Vorgesetzten der verschiedenen Departements vorerst darüber zu Rath gegangen sey, und daß solches zu einer beständigen Gewohnheit geworden. Der junge entschlossene Monarch erwiederte aber darauf:

Wenn ich befehle, so frage ich niemand um Rath!

* *

Hätte der gute unglückliche König stets verstanden, nur zu befehlen, und hätte er desto weniger um Rath gefragt, so würde er wahrscheinlich um so gewisser Leben und Krone behalten haben.

* *

Wenn man Fürsten Königen und Monarchen beygesellen darf, so ist nicht zu läugnen, daß manche Regenten-Häuser erbliche Eigenschaften, oder, um das Kind mit seinem wahren Namen zu nennen, Untugenden haben, die sich gleich einem Fideicommiß auf ihre Regierungs-Nachfolger fortpflanzen: Zorn, Hitze, Rechthaberey, Stolz u. d. g, die sie von allen andern Familien gleichen Standes characteristisch auszeichnen. So sagte schon Luther zu seiner Zeit vom Landgrafen Philipp zu Hessen, genannt den Großmüthigen: Er hat einen Hessischen Kopf; welche Art Fürsten-Köpfe also damals bereits im Ruf der Härte gestanden haben müssen; und eben dieser Fürst schrieb von seinem Sohn, Landgrafen Ludwig, den 25. Merz 1561. an Herzog Christophen zu

Würtemberg, dem er diesen Wildfang zur Bändigung überschickte: „Auf daß aber E. L. seine Eigenschaft etlicher Maaßen wissen, so hat er einen störrigen, zornigen Kopf, den wollen E. L. ihm so viel mildern, als möglich ist". Diese Genealogie Hessischer Köpfe hat sich noch spät in meistens unveränderter Cathegorie erhalten, wo hingegen weder in der Geschichte, noch im gemeinen Leben je gesagt worden: Er hat einen Sächsischen Kopf; vielmehr nannte Dr. Luther seinen Herrn, den Churfürsten Johannes: „Einen frommen, aufrichtigen Fürsten, der gar keine Galle hatte"; und Churfürst Christian II. zu Sachsen, wurde wegen seiner alles umfassenden Menschenliebe von seinen eigenen Unterthanen das fromme Herz genannt.

Von jenem Landgrafen Philipp zu Hessen, erzählt Luther *) anderswo: „Im Colloquio zu Marburg fragte er Philipp Melanchthon um Rath in seinen Sachen und sprach: Lieber Magister Philipp! soll ichs auch leiden, daß der Bischof von Mainz mir meine evangelische Prediger

*) T. XV. Oper. Lips. p. 369.

ger mit Gewalt austreibt? Da antwortete Philippus: Wann die Jurisdiction derselbigen Orte dem Bischof von Mainz zustehet, so könnens Ew. Fürstl. Gnaden ihm nicht wehren. Da antwortete der Landgraf: Ich laß euch wohl rathen, ich thue es aber nicht. Ich, Luther, sagte damals seinem alten Rath dem von Boemelberg: Warum wehret ihr nicht eurem Herrn und seinem Vornehmen? Da antwortete er: „Ach, lieber Herr Doctor, unser Vermahnen hilft nicht; was er vornimmt, da läßt er sich nicht von bringen". Die lange und harte Gefangenschaft L. Philipps nach der Schlacht bey Wittemberg mag wohl diesen Fürsten um etwas milder und weicher gemacht haben; bis zum Schmelzen aber kam es gewiß nicht.

L. Philipps Freund, Zeit- und Bunds-Genosse, Herzog Ulrich von Würtemberg, zeigte sich in seinem ganzen Leben und Thaten so sehr und ganz vor einen selbst-regierenden Herrn, daß er über dem Mißbrauch und Uebermaas seiner Selbst-Herrschaft von dem Kayser geächtet, von Landen und Leuten gejagt wurde, und fünfzehn lange Jahre hindurch als ein von Land zu Land Irrender sich durchbetteln mußte. Dies alles gehörte aber

noch zu der Wildheit der damaligen Fehde-Zeiten, von denen man sich heut zu Tage kaum mehr einen Begriff zu machen vermag.

* *

Es ist bereits anderwärts gezeigt und bewiesen worden, daß die wahre Quelle der Selbstherrschaft- und Independenzsucht deutscher Reichsstände in dem Westphälischen Frieden, und in einer übelverstandenen Nachahmung der französischen Regierungsform zu suchen sey, und man kann ohne Beleidigung sagen: Daß von diesem Zeitpunkt an wenige Fürsten-Häuser auszunehmen seyen, welche nicht Beyspiele von mehr oder minderm, zuweilen in würkliche Tyranneyen ausausartendem, Despotismus ihrer Regenten aufzuweisen hätten; wann sie es auch nicht so arg und so weit zu treiben vermocht, als in neuern Zeiten ein Herzog Carl Leopold von Meklenburg, und einige seines gleichen zu thun gewagt haben.

Um aber auch diese Behauptung nicht ganz ohne Beleg zu lassen, so mag es an demjenigen genug seyn, was Spittler *), der treffendste

---

*) In der Geschichte des Fürstenthums Hannover, II. B. S. 295. u. 306.

Fürsten-Mahler, von Herzog Johann Friedrich zu Braunschweig gesagt hat: „Was wohl der Herzog einmal wollte, das pflegte er stark zu wollen; wo er einmal mit gereiztem Argwohn eines blos eigensinnigen Widerstandes wollte, fuhr er mit Macht fort. — Des Herzogs Sinn war redlich, aber sein Herrschers-Gefühl reizbar. Ich bin Kayser in meinem Lande, das wars, was er geradehin erklärte; das wars, was in hundert Entschliessungen desselben, ohne daß er es selbst wahrnahm, sichtbar einwürkte. — Die Freyheit des Landes ward gegen den aufwachenden Finanzgeist kaum geschützt; und der Herzog selbst, der sich an soldatischen Gehorsam und soldatische Schleunigkeit gewöhnt hatte, fand jede freymüthigere Vorstellung seiner Räthe, jede alttönende, landständische Bitte unerträglich. — So edel und gütig Johann Friedrich war, jeder muthvollere Widerspruch schien ihm unerträglich; so sehr er Groten persönlich liebte, selbst Grote durfte es nicht wagen, seiner einmal gefaßten Meinung mit dem feinverhülltesten Widerspruch zu begegnen. So großmüthig er wich, so billigkeitsvoll er selbst zurücktrat, so bald ihn die Wahrheit mit aller der zarten Langsamkeit, womit gewöhnlich die

Zeit würkt, allmälig überschlich, so unerbittlich schien er zu stehen, wenn die Landstände auf Recht drangen, die alten Räthe als alte redliche Männer sprachen".

Mit Uebergebung vieler andern ähnlichen Zeugnisse und Beyspiele führe ich nur noch an, daß noch im Jahr 1736. Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar, ein original Selbstherrscher, in einer offentlich gedruckten Verordnung bekannt machen lassen: „Das vielfältige Raisonniren der Unterthanen wird hiemit bey halbjähriger Zuchthaus-Strafe verboten, und haben die Beamte solches auf Beschehen sogleich anzuzeigen, maaßen das Regiment von Uns, nicht aber von den Bauren, dependirt, und Wir keine Raisonneurs zu Unterthanen haben wollen. Und obgleich die Beamten nicht allzuhart *) verfahren sollen, so wollen Wir doch Unsere gnädigste Befehle jedesmal mit der äusserten Accuratezza beobachtet wissen".

* *

Doch diese Beyspiele von Fürsten mögen hin-

*) Also immerhin hart; nur nicht, daß es bis zum Aufruhr komme.

reichen, um noch etwas von selbst-regierenden Königen sagen zu können.

K. Friedrich Wilhelm I. in Preussen, war der erste König, nicht nur in seinen Staaten, sondern in ganz Europa, der zu seiner Zeit selbst regiert hat. Er sah bey dem Umfang und bey der zerstreuten Lage seiner Länder die Unmöglichkeit ein, alle vorfallenden Geschäfte selbst unmittelbar zu besorgen, und wie unentbehrlich ihm dabey Ministers, Collegien und Räthe seyen. Anderer Seits hatte er aus eigenem Nachdenken und aus denen aus der Regierungs-Geschichte seines Vaters abgezogenen Bemerkungen wahrgenommen, wie oft die Ministers nur nach eigenem Gutdünken und Leidenschaften verfahren; ohne Grundsätze, ohne Rücksicht auf das wahre Beste des Staats, nur für ihr eigenes Ansehen und Bereicherung sorgen, und nicht nur den Mit-Regenten, sondern den Meister und Herrn ihres Herrn zu spielen suchen; das Land, so gut wie jeder kann, drücken und aussaugen, sich selbst aber unter einander beneiden, verläumden, verfolgen und endlich aufreiben. Diesen Mißbräuchen nicht nur abzuhelfen, sondern sie auszurotten und unmöglich zu machen, machte K. Friedrich Wilhelm den Plan, selbst-

regierender Herr zu seyn, und seine Ministers nur von seiner eigenen Leitung, Stimmung und Befehlen abhängig zu machen. Von allen ihren Verhandlungen, die nicht blos laufende Sachen, sondern von irgend einiger Wichtigkeit waren, mußten ihm kurze und zuverläßige Berichte erstattet, seine Entschliessung und eigenhändige Unterschrift darüber erwartet und mit dem unumschränktesten Gehorsam und buchstäblichen Unterwerfung, ohne Verzögerung, Widerrede, geschweige Widerstand, befolgt werden.

„Von Recht und Unrecht (sagt zwar Zimmermann *) hatte Friedrich Wilhelm nicht immer ganz helle Begriffe. Sehr oft glaubte er recht zu handeln, wenn er vollkommen ungerecht war; und allerdings hat er auch zuweilen, wie man das nicht läugnen kann, nach der Sitte edler deutscher Vorzeit, mit dem Stocke regiert"; welche Corporal- und Prügel-Regierung auch von seinen eigenen Unterthanen und namentlich von dem alten und berühmten Formey †) bestätigt worden.

---

*) In seinen Fragmenten I. B. S. 27.

†) Dans les *Souvenirs d'un Citoyen*, T. I. p. 78. Le Roi Fréderic Guillaume étoit sans doute sévére,

So freygebig dieser König mit Prügeln, Nasenstoßen ꝛc. gegen seine Räthe und Diener war, so war ers auch in seinen schriftlichen Resolutionen mit allgewaltigen an den Rand hingemahlten Esels-Köpfen und Ohren, deren ich mich von meinen Jünglings-Jahren noch verschiedene in ihrer schönen Natur gesehen zu haben erinnere.

Dieser König trieb die Selbstständigkeit seiner Herrschermacht so weit, daß, nach des von Poellnitz *) Bericht, keiner seiner vertrautesten

dur et poussoit quelquefois la dureté au delà de ses justes bornes; mais on se plait à le représenter comme le Prince le plus féroce, le plus barbare, dont on puisse se former l'idée. — Il n'épargnoit pas en général les coups de bâton, mais cela ne lui est pas particulier; il en avoit des exemples dans ses prédécesseurs, et ils ont été imités plus d'une fois par son successeur. — Le Roi, mécontent de quelque sentence portée par une chambre de justice, fit ordonner à tous les membres de se rendre chés lui à une heure marquée Ils comparurent; et a mésure qu'il en entroit un, le Roi le rossoit vigoureusement, en lui reprochant son iniquité.

*) Dans ses *nouveaux Memoires* de 1791. T. II. p. 381. Tout ce qui appartenoit au gouvernement, devoit passer sous ses yeux et par ses mains. Ses ministres n'osoient point, comme ils le font ailleurs, appliquer sa signature d'àucun acte. Ils signoit lui-

Minister sich nicht einmal unterstehen durfte, einen Befehl auszufertigen, oder auch nur zu contrasigniren; der König unterschrieb sie, und zwar allein, alle selbst; daher ihre Anzahl manchmal an einem Tage in die hundert gieng.

* *

Als Anti-Machiavel nur noch Kron-Prinz, noch nicht König war, träumte ihm an einem schönen Frühlings-Morgen, zu sagen: „Das Wohl der Völker, welche ein Souverain regiert, ist es, das er allen andern Interessen vorziehen muß. Was wird alsdann aus den Ideen, von Eigennutz, Großmuth, Ehrgeiz und Despotism? Es findet sich? daß ein Souverain, weit entfernt, unumschränkter Herr seiner Völker zu seyn, in der That selbst nur ihr erster Diener ist"!

Diese Sprache lautete freylich ganz anders, da er aus dem angeblichen Diener der erste und unumschränkte Herr seiner Völker wurde. Thatsache ist, daß dieser noch größere Sohn und Thronfol-

---

même, sans s'en rapporter à eux, quelque confiance qu'il et en leur discretion et probité. Les ordres, qu'il addressoit aux officiers tant civils que militaires, et qu'il signoit de sa main, alloient quelquefois à plusieurs centaines dans on jour.

ger seines Vaters lediglich in dessen Fußstapfen gewandelt habe.

Auch Er, Friedrich II. erschien niemals im Staats-Rath, um die Meinungen und Urtheile seiner Ministers zu hören *). Er regierte sein Reich durch Cabinets-Befehle. Staats- und Landes-Collegien, Minister, Generale und andere Personen, mußten ihm alles erhebliche, entweder von selbst, oder auf seinen Befehl, und zwar meistens mit ihrem Gutachten, berichten; und er antwortete ihnen entweder durch eigenhändige am Rand beygesetzte Resolutionen, oder durch Cabinets-Befehle, die von den gemeinen Cabinets-Räthen und von Ihm meistens nur unterschrieben, oft aber auch mit eigenhändigen Zusätzen begleitet waren. Seine eigenhändige Resolutionen waren oft in sehr scharfen und heftigen, auch wohl in spöttischen Worten, abgefaßt; er befahl auch nicht selten den Cabinets-Räthen, ihre Aufsätze also abzufassen, insonderheit an Personen, von denen er entweder überhaupt, oder zu gewissen Zeiten, nicht viel hielt. Sie verursachten alsdann sehr schmerzhafte Wun-

*) Büsching Leben Friedrichs II. S. 214.

den, die manchen unausstehlich waren. Wer aber in einer langen Reihe von Jahren dergleichen ungnädige und unsanfte Antworten und Befehle von Zeit zu Zeit zu lesen gewohnt war, empfand ihren Schlag und Stich nicht mehr so stark als im Anfang; und weder Ministers noch Generale trugen großes Bedenken, sie einander mitzutheilen, und zu den Acten zu legen; sie trösteten einander mit lächelndem Gesicht; es rieth auch wohl einer dem andern, daß er die am Rande stehende harte Antwort wegschneiden soll, weil sie für andere und für die Nachwelt nicht bestimmt wäre.

Auf die Briefe und Berichte, die unmittelbar an den König abgiengen, wurde nur gesetzt: *Au Roi!* Weil ein jeder seiner Unterthanen die Erlaubniß hatte, an Ihn zu schreiben, auch auf den Brief und die Schrift, wenn er es entweder für nöthig oder doch für nützlich hielt, sagen konnte: Zu Seiner Majestät eigenhändiger Eröfnung; und weil er in diesem Fall alles selbst eröfnete, und alles, was für ihn bestimmt war, auf den Posten von den Cabinets-Räthen und von seinen Domestiken angenommen, und ihm zugeschickt und überreicht werdeu mußte, so konnten diejenigen, welche entweder etwas bey ihm angaben oder je-

mand verklagten, ganz frey schreiben. Also war kein Minister, kein General, kein Collegium u. s. w. vor Angaben und Klagen sicher; und fand der König Grund und Ursache zu unmittelbaren Verfügungen, so geschahen sie mit einer solchen Lebhaftigkeit, auch wohl Heftigkeit, daß diejenigen, an welche sie ergiengen, dadurch in starke Bewegung gesetzt und erschüttert wurden. Zuweilen litt ein Angeklagter auch wohl ohne Verschulden nicht wenig; allein im Ganzen war diese Regierungs- und Verfahrens-Art des Monarchen ein vortrefliches Mittel gegen den Minister-Despotismus, welcher in einem Staate der allerunerträglichste ist, und einen jeden Mann von Verstand und Muth berechtiget, sich bey einem solchen König, als Friedrich II. war, darüber zu beschweren.

„Nahm der König (schreibt Büsching ferner) auch Vorschläge und Rath an? Es sind allerdings Fälle und Beyspiele genug bekannt, da Er einen Vorschlag und Rath entweder von mehreren Ministern zugleich, oder von einzelnen, von Generalen und andern Personen, nicht angenommen, ja mit Unwillen, Bitterkeit und Heftigkeit verworfen hat, entweder wenn er Ihm nicht gefiel,

oder, wenn Er wider denjenigen, der ihn that und gab, zu der Zeit, da es geschah, etwas hatte. — Er hat sich aber auch oft die Vorschläge und Räthe gefallen lassen, welche die Minister und andere thaten, welches unzählige Berichte mit Anfragen, Gutachten und Vorschlägen, an deren Seiten Er geschrieben, gut, *bene*, oder ein anderes beyfallendes Wort, bezeugen. — Gesetzt auch, daß Er einem Minister, General, oder einem andern seiner Bedienten, auf seinen Rath, insonderheit wenn er unverlangt war, antwortete: Das versteht Er nicht, schweige Er davon stille! so vergaß er doch desselben, wenn es etwas wichtiges betraf, nicht, sondern leitete die Unterredung über einige Zeit wieder auf die Materie, die es betraf, und trug den Rath mit einiger Veränderung als seine eigene Gedanken vor. Es schien wohl in manchem Fall, als wenn Er sich weder etwas vorschlagen, noch widersprechen lasse; in der That aber kam viel auf die Klugheit desjenigen an, mit dem Er zu thun hatte und sich unterredete. Wenn ein solcher Ihm Beyfall gab, und seine Befehle sogleich und pünktlich auszurichten versprach, hernach aber seine Einwürfe in mögliche Schwierigkeiten, Hindernisse,

Vorfälle u. s. w. einkleidete, und um Verhaltungs-Befehle bat, so gefielen diese kluge Wendungen dem scharfsichtigen König, und Er bewilligte und that, was Er entweder bey unbedachtsamer Rathgebung, oder bey starkem Widerspruch, abgeschlagen oder verworfen haben würde".

„Nicht alle seine Cabinets-Befehle, welche durch Bittschriften, Klagen, Angaben und auf andere Weise veranlaßet wurden, waren uneingeschränkt, sondern Er überließ oft etwas der Untersuchung und dem Gutfinden seiner Ministers, Staats- und Landes-Collegien, ohne einmal Bericht darüber zu fordern. Dieses konnte Er um desto zuversichtlicher thun, weil Er aus Erfahrung wußte, daß seine Unterthanen nicht unterlassen würden, sich auf alle Fälle wieder an Ihn zu wenden".

* *

Friedrichs II. Zeitgenosse und Rival war Joseph II. Römischer Kayser. Er war unstreitig ein gebohrner Herrscher, und wenn er an einem Friedrich nicht einen so aufmerksamen Beobachter, wenn er einen Granvella zum Reichs-Minister gehabt hätte; wenn er um zweyhundert Jahre früher zur Regierung gekommen wäre, so wäre, (nicht zum Vortheil der deutschen Reichsstände) ein anderer Carl V. aus ihm geworden.

Ich habe es aus dem Munde des damaligen Chur-Brandenburgischen ersten Wahl-Bothschafters von Plotho, daß ihm der zu jener Zeit noch sehr schüchterne und mißkannte Römische König Joseph, bey der nach der Crönung im Jahr 1764. gehabten feyerlichen Audienz die Worte gesagt: Ich werde mir den König, ihren Herrn, zum Muster meiner künftigen Regierung vorstellen. Der Gesandte selbst hielt es, mit vielen andern, vor ein auswendig gelerntes Compliment. Joseph hat aber nicht nur Wort gehalten, sondern seinen großen Lehrmeister (freylich nicht auf der glücklichsten Seite) noch übertroffen; und wenn man zur rechten Zeit sterben kann, so ist Er gewiß zur rechten Zeit gestorben.

Ich habe dem Kayser Joseph selbst gedient, und diesen Monarchen in mehrfachen Verhältnissen persönlich, genauer als viele andere, kennen gelernt. Eben deswegen könnte aber mein Zeugniß verdächtig und partheyisch scheinen; ich lasse daher lieber einen andern scharfsinnigen Mann *) von ihm reden, der ihn zwar nicht persönlich gekannt, aber desto emsiger beobachtet hat: „Wenn

*) Herrn Hofrath Meiners in dem Göttingischen historischen Magazin, VI. B. S. 730.

Joseph (sagt er), manchmal in den wichtigsten Angelegenheiten diejenigen Personen und Collegia nicht fragte, die er theils aus Achtung für diese Personen und Collegia, theils um der reifern Ueberlegung und der bessern Betreibung der Sachen selbst willen hätte fragen sollen; so that er dieses, allem Anschein nach, nicht sowohl aus despotischer Eigenmacht, oder aus einer übermäßigen Schätzung seiner eigenen Kräfte und Einsichten, als aus übertriebenem Mißtrauen, das ihm natürlich war, und in Regenten meistens durch wiederholte niederschlagende Erfahrungen zu sehr gereizt wird".

„Eine Folge dieses eigenmächtigen Verfahrens war diese, daß viele ein Vergnügen daran fanden, ihren Herrn anlaufen zu lassen, und daß die wohlthätigsten Unternehmungen verunglückten, weil sie auf eine solche Art angefangen und ausgeführt wurden. Manche Tadler Josephs glaubten, wiewohl fälschlich, daß er die Menschen insgesammt entweder verabscheue oder verachte, aber doch mehr verachte als verabscheue. Joseph konnte mit der größten Ruhe Einwendungen gegen seine eigene Plane anhören; nur mußten solche Einwendungen nicht geradezu, oder mit einer

Mine des Besserwissens gemacht werden. Wenn man ihn auf die Schwierigkeiten eines Plans aufmerksam machen wollte, so wars am sichersten, sich zu stellen, els wenn man nicht wüßte, wie man dieses oder jenes anfangen, diese oder jene Bedenklichkeiten heben solle; und alsdann ergriff er sogleich die Seiten der Dinge, die er bis dahin übersehen hatte. Wollte man ihm irgend einen Vorschlag thun, so mußte man ihm nicht blos einen einzigen, als den beßten vorlegen; denu alsdann war er gewöhnlich mißtrauisch und vermuthete Neben-Absichten: Sondern man mußte ihm mehrere Vorschläge zugleich thun, und man konnte fast gewiß versichert seyn, daß er den beßten wählen würde. Mündliche Vorstellungen ertrug Joseph viel besser, als schriftliche; denn diese schickte er nicht selten mit bittern Anmerkungen zurück. So mächtig und eigenmächtig Joseph auch war, so mußte er doch oft die herbesten Wahrheiten hören; und man kann ihn so gut, wie einen jeden andern Regenten, als ein Beyspiel anführen, wenn man beweisen will, daß Fürsten sich im Ganzen viel härtere Dinge sagen und schreiben lassen müssen, als Privat-Personen nöthig haben".

„Mit einem seltenen Scharfsinn und einem stets

gespannten Beobachtungs-Geist verband Joseph eine beyspiellose Thätigkeit. Je näher man dem Kayser war, und je genauer man den Kayser kannte, desto allgemeiner und kräftiger betheuerte man es, daß es beynahe unmöglich sey, ihm nachzuarbeiten, oder mit ihm gleich zu arbeiten. Leider gieng diese feurige und anhaltende Arbeitsamkeit oft in übereilende Hastigkeit und Ungeduld über. Daher geschah es, daß bisweilen mehrere Couriere hinter einander fortgeschickt wurden, unter welchen der letztere immer die Depeschen des vorhergehenden widerrief; daß die Handschreiben des Kaysers oft widersprechend waren, und daß jedes neue Gesetz durch viele nachfolgende Verordnungen abgeändert und eingeschränkt wurde. Die übereilende Hastigkeit Josephs mit allen ihren Folgen war ein Natur-Fehler, den die Erfahrung fast gar nicht verbesserte und der sich in den letzten Jahren seiner Regierung, wie in den ersten, äusserte. Es ist in der That traurig, daß durch diese Schwachheit die großen Gaben und Absichten, welche Joseph hatte, so oft nicht nur vereitelt, sondern sogar nachtheilig wurden".

„Hätte Joseph etwas mehr oder weniger Kopf, etwas mehr oder weniger Einsichten, etwas mehr

Zutrauen gegen andere und Mißtrauen gegen sich selbst gehabt; so würde er wahrscheinlich einer der glücklichsten und glorreichsten Regenten geworden seyn".

Pezzl's *) ganz in der Nähe und nach dem Leben genommene Zeichnung ist folgende: „Selbstherrscher zu seyn, war Kayser Josephs Lieblings-Idee. Sein thätiger, nicht zu ermüdender Geist, wollte alle Staatsgeschäfte, vom wichtigsten bis zum geringfügigsten, überschauen, leiten, entscheiden. Er gieng also gänzlich von dem gewöhnlichen Regierungs-Systeme der meisten Monarchen ab. Er schuf sich ein Cabinet, das in seinen würklichen Regierungs-Jahren mit fünf Secretaren und einigen Kanzellisten besetzt war. Zwar blieben die Hof- und Landes-Stellen beynahe alle, wie sie unter seiner Mutter bestanden hatten; es wurden auch einige ganz neue errichtet. Aber das Cabinet, das heißt, Joseph selbst, war die letzte Instanz von allen Geschäften ohne Ausnahme. Jede Sache von irgend einer Wichtigkeit mußte erst Ihm selbst vorgetragen werden, ehe sie zur Ausführung kam. Hier nun veränderte, beschränk-

---

*) In der Charakteristik Josephs II. S. 314. u. f.

te, erweiterte, oder verwarf er die Vorträge der Stellen so oft; gab so oft donnernde Hand-Billets an die Chefs, an ganze Dicasterien oder an einzele Arbeiter; daß man in den letztern Jahren, um desto sicherer zu gehen, ihm auch die Gegenstände von der mindesten Bedeutung in das Cabinet schickte, um erst seinen Willen und eigene Verfügung darüber zu vernehmen. — So regierte der Kayser wahrhaftig durch sich selbst. Aber eben diese, anfangs gutgemeinte, unmittelbare Theilnehmung an allen, auch unwichtigen und unter der Würde eines so großen Monarchen liegenden, alltäglichen Dingen, überhäufte und beschäftigte seinen Kopf allmälig so sehr, daß die wahren Staatsmänner wünschten, er möchte weniger durch sich selbst regieren, und nur den größern, seiner würdigen, Gegenständen eine solche Aufmerksamkeit weihen".

„Josephs Temperament war das cholerisch-sanguinische; und seine Handlungen verriethen es. Herrschen, würken, zerstören, bauen, war ganz und unaufhörlich seine Sache. Alle seine Fehler und Schwachheiten waren Resultate seines Temperaments. Rasch und aufbrausend, schnell ergreifend und eben so schnell wieder verwerfend,

war seine Gemüthsart. Rasch sein Gang, rasch seine Geberde, rasch all sein Thun. Menschlichkeit war eine ihm unbekannte Sache; und Sorge und Schonung für sein Leben waren ihm lästig. — Ohne Schmeicheley darf man es behaupten: Josephs erste und stärkste Leidenschaft war, herrschen, regieren, arbeiten. Dieser opferte er alles übrige auf. Ambition hatte Joseph ebenfalls; und ein Monarch eines so mächtigen Staats muß sie haben. Zum Zorn machte ihn sein aufbrausendes Temperament geneigt; und dieses erfuhren zu Zeiten seine Bedienten, die er überhaupt strenge hielt, in spätern Jahren aber reichlicher beschenkte, als ehedem".

* *

Es wäre wohl für die Menschheit nicht wünschenswürdig, wann viele Friedriche und Josephe auf einander folgten; ob aber das kommende Jahrhundert wieder einen ihres gleichen hervorbringen wird, wollen wir von denen einerseits aufs äusserste gespannten, andererseits bis zum Hinsinken erschlaften Kräften der geistischen Natur geduldig erwarten.

* *

Nun zum Beschluß und Abwechslung nur noch

einige allgemeine Bemerkungen: Es giebt Herrn, nach allen Nummern und Graden von Größe, die ihre Allgewalt, Macht, und den gauzen Umfang ihrer Regenten-Rechte und Pflichten darein setzen, sich um alle Kleinigkeiten des gemeinsten Details zu bekümmern; die selbst-regierende Herrn zu seyn wähnen, wenn ihnen alle Abende der Küchen- und Kellermeister die Rechnung dessen vorlegen müssen, was an diesem Tage am Hof verzehrt worden; die ihren Küchen-Zettel selbst machen, weil sie einmal gehört haben, daß der König in Preussen eben das gethan; an deren Hof kein Stallknecht noch Ofenheizer ohne ihre höchste Genehmigung angenommen werden darf; die sogar, um ja nicht betrogen zu werden, ihre Hof- und Cammer-Rechnuugen selbst revidiren, hingegen aus einer mißverstandenen Anwendung des an sich wahren Satzes: Daß alles Große im Kleinen steckt, das an sich würklich Große in den Geschäften ihres Hauses vernachläßigen, übersehen, und sich einem kleinlichen Geist überlassen, der nur allzubald alle Empfänglichkeit vor große und ernste Anstrengung erheischende Plane tödtet; diejenige aber, die aus höhern Trieben damit erscheinen, lästig und zu-

letzt mit aller ihrer Treue wohl gar verhaßt macht. Solche Herrn würden sich immer zu guten Haushofmeistern geschickt haben; der Fürst ist und bleibt an ihnen verdorben, und der Minister, so es bey ihnen aushalten und ihrer Gnade versichert bleiben will, muß sich vorerst aller Selbstständigkeit begeben, in stete Verläugnung und Abhängigkeit sich hinein studieren, nichts eigenmächtig thun; über alles, und über die geringfügigste Kleinigkeiten am meisten, erst anfragen; alles pünktlich befolgen, wie, sollte es auch noch so überzwerch seyn, es befohlen ist, und sich so befleissigen, wo nicht ein nützlicher Staatsdiener, doch ein guter Hausknecht zu werden.

* *

Ein anderer Herr arbeitet von Sonnen-Aufgang bis zu deren Untergang, wie ein Taglöhner, wird seines Lebens wenig froh, läßt sich die Geschäfte mit wahrer Treue angelegen seyn, und meint Wunder, wie sehr er sich um sein Land verdient gemacht, da er sich an Schlaf und Ruhe, Gemächlichkeit und Erholung abbricht, um ja nichts zu versäumen, und als ein vermeinter Atlas die Last des Staats zu tragen. Beleuchtet man aber sein Thun und Lassen genauer, so findet man

die bloße Treue eines Zimmergesellen, der Spähne macht. Von dem Zusammenhang des ganzen Gebäudes, von dem Verhältniß und Symmetrie der Theile zum Ganzen ꝛc. weiß und versteht er nichts; dafür ist der Baumeister da. Er verdient sein Brod im Schweiß seines Angesichts sauer und ehrlich; was kann er dafür, daß sein Vater Fürst, und nicht auch ein Zimmermann war?

* *

Ich habe genau einen andern Fürsten gekannt, dem wochentlich zweymal das Cabinets-Protocoll vorgelesen, seine Entscheidung von dem geheimen Secretair jedesmal auf den zur Hälfte gebrochenen Bogen beygesetzt, und jede Resolution, die gemeiniglich mit dem Vortrag beyfällig lautete, von dem Fürsten unterzeichnet wurde. Weil gewöhnlich alles von irgend einigem Belang einberichtet werden mußte, so war dies Unterzeichnen keine Kleinigkeit, und der Fürst allemal froh, diese Frohnd-Arbeit vollbracht zu haben. In einem vergnügten Augenblick nach getragener Last eines solchen Referats, fragte er mich: Wie vielmal meynen Sie wohl, daß ich heute meinen Namen unterschrieben habe? Auf die Antwort: Doch wohl zehen- bis zwölfmal! erwiederte der

Fürst mit frohem Erstaunen: Was, zehen-bis zwölfmal? sechs und dreissigmal! Dies unterschreiben seines Namens war in seinem Sinn, regieren.

* *

Ein Herr, der nur immer fragt, der nur immer hört; der nur immer, wenn er auch die beste eigene Gedanken hätte, der Mehrheit der Stimmen seiner Geheimen Räthe und Collegien folgt, wird nie selbst denken, nie selbst regieren lernen. Er gleicht nur, wenn er auch der beste wäre, einem Hausvater, bey dem das Gesinde den Meister spielt.

Der Fall ist selten, da ein Herr vorsetzliche und wissentliche Ungerechtigkeiten zuläßt, um hernach die Schuld auf die Collegien schieben zu können.

Auch ist davon die Rede nicht, wann es aus Zerstreuung, Gleichgültigkeit oder Geistes-Trägheit je zuweilen geschähe.

Der gewöhnliche Grund haftet in der Schüchternheit der ersten jugendlichen Erziehung; in dem Mißtrauen, das sie in ihre eigene Einsichten und Geistes-Kräfte zu setzen gewöhnt werden. Dieser Fall kann nur bey Fürsten statt finden, die

selten oder niemals selbst in den Krieg ziehen; denn da lernt sich das Befehlen und der blinde Gehorsam gar bald.

Endlich kann eine Ursache seyn, wenn ein Fürst ein gebohrner Knecht, und bey aller unläugbaren Herzens-Güte von Mutterleib her geisteslahm ist, der ohne Krücke und Führer keinen Schritt zu gehen vermag.

Ein Fürst von dieser Gattung sollte doch wohl billig, als Regent seines Staats, ein Löwe bey den Bösen und ein Lamm bey den Schwachen seyn. Nur allzuoft ist es aber gerade umgekehrt; sie sind selbst Schaafe bey den Bösen, und nur Tiger und Bären gegen die Guten und Schwachen.

* *

Endlich so befiehlt mancher Herr eine und eben dieselbe Sache wohl zehenmal und noch öfter, und sie geschieht doch nicht.

Woher das wohl kommen mag? Zunächst daher, weil es einem solchen Herrn selbst an Respect, Energie und Nachdruck fehlet;

weil ein Herr glaubt, wanns nur befohlen ist, dann geschiehts;

weil weder er selbst, noch andere, über der Vollstreckung des befohlenen halten;

weil schlechte, faule, nachläßige Chefs am Hof und in den Collegien sind;

aus allgemeiner menschlicher Gebrechlichkeit und Vergeßlichkeit;

weil es einmal so der Ton des Hofs und der Character der Nation ist, zehenmal sich eine Sache heissen zu lassen, bis es ihr das eilftemal gefällig ist, es zu thun. So ließ z. B. die gütige Kayserin Königin Maria Theresia einst dem verstorbenen General Fürsten Christian von Löwenstein, wegen einiger freyen Reden, den Hof verbieten; der Fürst kam des andern Tags gleichwohl wieder; die Kayserin Königin ließ ihn bey seiner Erblickung zur Rede stellen, bekam aber die Antwort: „In Berlin wird nur einmal befohlen, in Wien muß mans einem dreymal heissen, bis mans thut"; die gütige Monarchin schmählte mit verbissenem Lachen über das böse Maul des Fürsten, und damit hatte das Verbot ein Ende.

Joseph II. hat sein Volk, seine Generals, seine Ministers und Diener aller Gattung anders rechnen gelernt; doch ist's ihm auch, bey seinen zu oft und zu schnell hinter einander kommenden Befehlen, wiederfahren, daß man sie und seine

Verordnungen blos deßwegen unbefolgt gelassen, um erst abzuwarten, ob er sie nicht selbst in einigen Tagen oder Stunden widerrufen würde?

* *

Ein König und Fürst zeigt sich oft als das, was Er Selbst ist, erst im Unglück; dieß ist der wahre und eigentliche Prüfestein seines innern Werths, seiner eigenthümlichen Kraft und Seelenstärke; da kann er erst die Hoheit seines Geistes und die ganze Fülle der in ihm noch übrigen Ressourcen kenntlich und geltend machen, es sey nun durch Thun oder durch Leiden. Welche Reihen von beweisenden Beyspielen könnten aus der Geschichte älterer Jahrhunderte aufgeführt werden, wenn man die Handlungen des enthaupteten Kayserlichen Prinzens Conradins von Schwaben, der gefangenen Chur- und Fürsten Johann Friedrichs von Sachsen, Ulrichs von Würtemberg, Philipps von Hessen ꝛc. in ihrem tiefen Unglück entwickeln wollte; mit welcher Gegenwart des Geistes bis in den letzten Augenblick seines Lebens Carl I. *) den tödtlichen Schwerdtstreich em-

*) Charles I. mourut plus grand, qu'il n'avoit vêcu: Et servit à l'observation, que l'on a souvent faite de toute la Famille de Stuarts, qu'ils supportent

pfieng, und was derer durch Leiden und Unglück berühmt gewordenen Namen älterer und neuerer Zeiten mehrere sind; deren ehrwürdigen Reihen noch der in seinem Leben so schwach geachtete unglückliche König Ludwig XVI. in Frankreich beschlossen und in seinem Verhör den 11. Dec. 1792. noch mehr aber in seinem Todes-Gang, seine innere Stärke, Geistes-Gegenwart, Seelen-Größe und wahrhaft königliches Gefühl, zur Erschütterung seiner eigenen blutdürstigen Feinde, in dem schönsten Licht gezeigt, und dadurch das: Est DEUS in nobis, bewahrheitet hat.

---

mieux l'adversité que la prosperité. *Burnet* Hist. d'Anglet. T. I. p. 91.

VII.

Ueber das

Loben

der

Könige und Fürsten.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Matth. VII. 16.

Erstes Capitel.

Theorie des Lobes der Fürsten überhaupt.

* *

Welche Würde, welcher Vorzug, ein Fürst, ein Regent, gebohren zu seyn! die unschätzbare Gnade von Gott, das himmlische Glück, die köstliche Erlaubniß zu haben, der Wohlthäter eines mehr oder minder nahmhaften Theils des ganzen Menschen-Geschlechts zu seyn; tausenden neben und unter sich ein glückliches oder doch leichtes und zufriedenes Leben zu bereiten; ihre Sorgen zu erleichtern, ihre Thränen zu stillen; wie ein Vater unter guten Kindern zu wohnen; ihre Theilnehmung, Anhänglichkeit, Verehrung und willigen Gehorsams versichert seyn zu können; vor die Last und die Pflichten seines Amts, oder, nach dem modernen Ausdruck, seiner Staats-Verwaltung, mit tausendfacher Lust und Freuden belohnt zu werden; Gehülfen zu haben, die jede Last mittragen helfen; jeden Kummer ihres Herrn zu ihrem eigenen, und sichs zur Freude machen,

ihm ein möglichst vergnügtes und ruhiges Leben zu verschaffen.

Glückliches Volk, dem ein Herrscher zu Theil wird, in welchem es das Ebenbild Gottes erkennen, den es als seinen Hirten lieben und als seinen Vater verehren kann. Glücklich! wenn ihm eine solche theure Gottes-Gabe auch nur auf einige Zeit anvertrauet, und, gleich nach einer langen Dürre, das nach einem milden Regen schmachtende Land, durch die Erscheinung eines solchen menschlichen Engels wieder getröstet, erquicket und neu belebet würde.

Von Seiten eines solchen Staats oder Volks ist es daher nicht nur billig, gut und schön, sondern auch die reinste Gerechtigkeit und höchste Pflicht, ein so geartetes Geschenk der Vorsehung nach seinem ganzen Werth zu schätzen, mit der empfundensten Dankbarkeit ihm entgegen zu kommen; durch die Bezeugung seiner Erkenntlichkeit und Vertrauens seinen guten Herrn zu immer löblichern Handlungen anzufeuren, und ihn, je mehr er dergleichen aufzuweisen hat, desto herzlicher zu lieben und um so freudiger zu loben.

Weniger kann es nicht thun, als dieses; wohlfeiler als mit Loben und Danken kann es nicht

davon kommen; Gott selbst ist für seine Wohlthaten mit Lob und Dank der Menschen zufrieden; es ist der kleinste, aber auch der feinste Ersatz für die Sorgen und Bemühungen eines guten Regenten, der ihn aber eben deßwegen, weil er gut ist, auch am meisten freuen wird.

* *

So lieblich sieht's sich an in der Theorie; wie wünschenswerth wäre es, wann es eben so in der That selbst aussähe! Allein beyde, Regenten und Untergebene, sind nur Menschen; beyde mit ihren guten und bösen Eigenschaften. Die Könige und Fürsten tragen schon von ihrer Geburt her eine, durch ihre Erziehung noch mehr vervielfältigte, doppelte Erb-Sünde *) mit sich herum; dieses macht denn einen beständigen Conflict und Contrast mit dem Verstand und Willen anderer Menschen-Kinder; eine Ebbe und Fluth zwischen ihren beyderseitigen Absichten, Pflichten,

---

*) Mit Erlaubniß der neuern Theologen und Moralisten, dieses alte verhaßte Wort zu gebrauchen. Sie mögen immerhin sagen: Der Mensch sey gut gebohren; wir andere gemeine Layen, die wir aber öfter um die Götter der Erde sind und mehr mit ihnen zu thun haben, wissen's besser.

Neigungen, Wünschen und Bedürfnissen; so daß immer ein Theil den andern zu überreden, zu überschmeicheln, zu überloben und zu überlisten sucht.

* *

Die Könige und Fürsten sind, mit gewafnetem Auge betrachtet, eigentlich nur die Werkzeuge in den großen Planen der göttlichen Vorsehung in seiner allgemeinen Welt-Regierung, und zu Erziehung, Bildung und Vervollkommnung des Menschen-Geschlechts. Wie würden die Menschen, wie man sie im Ganzen nehmen muß, allmählig ausarten, und endlich gar verwildern, wenn es lauter gute, billige, langmüthige Könige und Häupter der Völker, in einer ungetrennten Erbfolge gäbe; wie viele herrliche Beweise der Geduld, Selbst-Verläugnung und so vieler andern christlichen und bürgerlichen Tugenden würden anderseits unterbleiben, wenn nicht auch einmal ein böser Fürst dazwischen zum Vorschein käme. Wie wollte Gott ein in seinem Eigendünkel erstarktes, in seiner Eitelkeit und Lüsten begrabenes Volk, zum Besinnen und Nachdenken bringen, und aus dem Schlaf und Taumel der Sinnlichkeit wieder erwecken, als durch einen harten, bösen und ungerechten König, und dessen Ent-

schließ- und Unternehmungen? Wie kann ein gedrücktes, geplagtes, aus der Tiefe seines Jammers um Rettung und Hülfe zu Gott schreyendes, seine Verirrungen und Abwege endlich beherzigendes Volk oder Land endlich wieder erlöset, getröstet, erfreuet und gesegnet werden, als wenn Gott auf seinen Pharao oder Saul wieder einen Antonin und David folgen läßt.

Dieser Wechsel ist, nach dem lauten Zeugniß der Geschichte, in der Erfahrung aller Jahrhunderte gegründet. Es hat zu allen Zeiten gute und böse Fürsten gegeben, weil sie beyde nur Menschen waren; und so wird es fortgehen bis ans Ende der Tage.

Obberührte Wahrheit hat ein großer und weiser König unserer Zeit, Friedrich II. in Preußen, selbst erkannt und bekannt, da er noch im Jahr 1778. in seinem hohen Alter an seinen Freund d'Alembert schrieb:

„Ich betrachte mich als ein Werkzeug in der Hand des Schicksals, welches in der Verkettung der Ursachen gebraucht wird, ohne daß es selbst den Zweck und die Folgen der Arbeiten kennt, zu deren Bewerkstelligung man es anwendet. Das ist ein aufrichtiges Bekenntniß, so wie die Staats-

und Kriegsmänner es selten ablegen; aber es stimmt sehr mit der Wendung so mancher Unternehmungen überein, welche von mehreren Regenten vor mir gewagt wurden, und deren Entwicklung die Geschichte uns so ganz anders darstellt, als die ersten Urheber der Plane sie gedacht hatten".

In einer andern Stelle des von ihm noch als Kronprinzen geschriebenen Anti Machiavells *), sagte er nicht minder wahr und vortreflich:

„Es ist billig, daß die Völker sich mit den Bemühungen begnügen, welche die Fürsten anwenden, zur Vollkommenheit zu gelangen. Die vollkommensten unter ihnen werden immer diejenigen seyn, welche am wenigsten dem von Machiavel aufgestellten Bilde gleichen. Es ist billig, daß man die Fehler der Fürsten trage, wenn sie durch Eigenschaften des Herzens und durch gute Absichten im Gleichgewicht gehalten werden. Man muß sich unablässig erinnern, daß nichts vollkommenes in der Welt sey, und daß Irrthum und Schwachheit das allgemeine Loos aller Menschen sey".

Ferner ließ er in die von ihm selbst herrüh-

*) Cap. 25.

rende Geschichte des Hauses Brandenburg *) das wichtige Bekenntniß einfliessen: „Wann es Wahrheit ist, daß die vollkommenste Regierungsform ein wohl verwaltetes Königthum ist, so ist es nicht minder gewiß, daß die Republiken den Zweck ihrer Verfassung viel geschwinder erreicht und sich dabey weit besser erhalten haben, weil die guten Könige mit Tod abgehen, weise Gesetze aber unsterblich sind".

* *

Hingegen ist auch kein Mensch, selbst der nicht, so unter dem Schwerdt der Gerechtigkeit fällt, so schlecht, so tief gesunken, so ruchlos und verworfen, an dem nicht noch Eine gute Eigenschaft zu finden, an dem nicht noch Eine Spur zu entdecken wäre, daß auch Er einst nach dem Bilde Gottes, so sehr auch immer die Züge verlöscht und verwischt wären, geschaffen sey.

Um wie viel mehr gilt dieses von denen durch die bloße hergebrachte Rechte der Geburt oder durch erkünstelte Wahl bestimmten Häuptern und Herrschern großer und kleiner Völker.

Um die Resultate noch genauer und zusammenhangender darzulegen, so ist ausgemacht:

---

*) Th. II. p. 74.

Es giebt keinen vollkommenen Menschen, folglich auch keinen vollkommenen Fürsten.

Die Wagschaale zwischen Mensch und Fürst bleibt immer die Regel der Beurtheilung.

Man erlaubt den Königen und Fürsten gerne, daß sie auch Menschen seyen, und nimmt es bey ihnen nicht zu genau.

Der Glaube, das Vorurtheil der Völker, ist in der Regel allemal vor die Könige und Fürsten, wenn sie sich durch eigene Schuld dieses Vertrauens nicht verlustig machen.

Die Völker haben vielmehr große und oft lange Geduld mit ihren bloßen Menschlichkeiten, und verzeihen ihnen vieles, was sie andern geringern nicht zu gut halten würden.

Es wird ihnen auf alle Weise leicht gemacht, achtungs- und liebenswürdig zu seyn.

Je mehr einer ein vortreflicher, begabter, talentreicher Mensch ist, je ein besserer Fürst wird er auch seyn.

Diese zwo Eigenschaften werden häufig verwechselt; man legt nur allzuoft dem Fürsten bey, was nur an dem Menschen achtungs und liebenswerth ist; daher kann einer ein schätzbarer Privatmann seyn, der einen sehr mittelmäßigen Regenten darstellen würde.

Dagegen kann einer ein sehr fehlervoller, sogar lasterhafter Mensch, und doch ein großer und kluger Fürst und König seyn.

Ein Mensch, der keinen Charakter hat, taugt überhaupt nicht zu einem Regenten.

Wenn aber vollends der ganze Mensch nichts nutz ist, so ist er es als König oder als Fürst sicher noch weit weniger; daher kommts, daß man mehr mittelmäßige und schwache als große und wahrhaft gute Fürsten findet.

Dieß mag in Ansehung der allgemeinsten Sätze hinreichend genug seyn; ich wende mich nun zu deren nähern Entwicklung.

* *

Einen Menschen zu loben, nur weil er Fürst ist, so wenig er sonst Lob verdient, ist baarer Unsinn. Ehrfurcht und Gehorsam ist man ihm schuldig, die kann er von tragenden Amts oder doch seiner Geburt wegen fordern; Liebe und Lob muß er verdienen. Mitleidige, erbarmende Liebe kann man auch einem bösen Fürsten angedeihen lassen, und Gott von Herzen bitten, daß er doch einen bessern Menschen aus ihm machen möge; Lob aber nur alsdann, wann, so oft und so selten, er's verdient.

* *

Es ist kein Fürst oder Herr so klein, daß er nicht seine Portion Lob verdienen kann. Ja von manchem kann man sagen: Je kleiner, je besser; je größer, je schlechter.

* *

Es ist kein Fürst so schlimm, der nicht manchmal eine einzele schöne und gerechte Handlung thäte. Man hat ja sogar glaubwürdige Geschichten von großmüthigen Räubern.

* *

Kein Königs- und Fürsten-Haus ist so schlecht, daß sich nicht unter seinen Ahnen Ein guter fände; keines aber ist so gut, daß es nicht unter seinen Voreltern einen Narren oder Tyrannen aufzuweisen hätte.

* *

Das ist jedoch betrübt, wann in Jahrhunderten eine ganze Geschlechts-Reihe aufeinander folgt, die höchstens lauter Mittelgut sind; unter denen sich nicht auch nur ein Einziger als einen großen, guten und weisen Mann auszeichnet.

Das Publikum weiß sich aber in solchen Fällen zu helfen; es sucht so lange und geht so weit in die vorige Zeiten zurück, bis es endlich Einen

findet, zu dem es sich mit Ehren, oder doch ohne Schande bekennen kann. So hielten's die Franzosen, dieweil sie noch Könige hatten, mit ihrem, bey allen seinen Schwachheiten und Untugenden, geliebten und bewunderten guten Heinrich IV. in Vergleichung mit seinem einfältigen Sohn, und mehreren der seit Ludwig XIV. nachgefolgten Könige.

So holten die Würtemberger noch immer ihren schon vor ein Paar hundert Jahren verstorbenen preiswürdigen Herzog Chistoph wieder hervor, den sie einem neuen Regenten in Prose und in Versen als ein Muster vormahlten. So gieng es auch noch bey dem Herzog Ludwig Eugen; auf Pyramiden, Erleuchtungen, geschriebenen, gedichteten und gesprochenen Glückwünschen war nur Herzog Christoph als Fürsten-Spiegel dargestellt. Von andern nach ihm war überall ein tiefes und wohlbedächtliches Stillschweigen.

* *

Kein König und Fürst, so gerecht, gut und weise, so groß und mächtig, oder so klein und unbedeutend, geliebet und gefürchtet er immer sey, kann sich von Menschen, und am wenigsten von seinen, mit ihm zugleich lebenden, ihn in

seiner schönen oder häßlichen Natur sehenden, alle seine Gebrechen und Muttermähler ausspähenden und nach Belieben vergrößernden Zeitgenossen, einen ungetheilten Beyfall versprechen. Ist er ein Mann von wahrer Herzens-Güte, so hört man nur allzuoft die, zuweilen nicht ungegründete, Klage: Unser Herr hat den einigen Fehler, Er ist zu gut. Hält er an seinem Hof, in seinem Land, bey seiner Dienerschaft über Ordnung, Gesetzen und Pünktlichkeit, so heißt er ein harter, strenger, ja wohl ein schlimmer Mann. Kanns' doch Gott, der Allerweiseste und Allergütigste, mit seiner Regierung nicht allen Menschen recht machen, um ihrem murrenden undankbaren Tadel zu entgehen!

Hingegen ist auch kein König und Fürst, groß oder klein, so schwach, schlecht und bös, der nicht bey seinem Leben und in seinem Tod seine Lobredner, oder doch Rechtfertiger und Entschuldiger findet.

Die Nachwelt ist's allein, die mit unpartheyischer Waage eines jeden wahren Werth bestimmt, Tugenden gegen Laster, Irrthum gegen Bosheit, menschliche Schwachheiten gegen Vorsatz, abwiegt, Temperaments-Tugenden von erworbe-

nen und errungenen unterscheidet, und mit Einem Wort Jedem Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

* *

Es ist aber nicht genug, daß der Gelobte oder Getadelte todt sey; alle diejenigen, welche ihn gelobt oder getadelt haben, müssen auch nicht mehr vorhanden — er muß schlechterdings nur noch in seinem Regenten-Leben und Handlungen vorhanden seyn; er muß, wenn er auch einbalsamirt worden, so trocken wie eine Egyptische Mumie hingegen auch aller Geruch der Fäulniß und Verwesung gänzlich an ihm verschwunden seyn; niemand, der ihn loben oder schelten könnte, muß ihn persönlich noch gekannt haben; jeder muß ihn nur noch aus seinen Thaten kennen.

* *

Manchmal wird ein Fürst auch aus Furcht gelobt, um wieder seine Gnade oder doch Sicherheit vors künftige zu gewinnen. So machte es der berühmte Graf von Büssy, nachdem er viele Jahre in der Bastille geschmachtet hatte, mit seinem Könige, Ludwig XIV. So der unglückliche Dichter Schubart, den Herzog Carl von Würtemberg, aus noch immer unbekannten Ursachen, lange Jahre in einem engen elenden Loch auf

der Festung Asperg einsperren ließ, und ihm auf viele Vorbitten die Freyheit schenkte, ihn aber zur lezten Strafe, zum Theater-Dichter machte, um sich an seinem unbarmherzigen Wohlthäter vollends todt zu loben; anderer Beyspiele nicht zu gedenken. Gescheute Herrn müssen doch allemal ein solches erzwungenes Lob, wenn es auch noch so schön gesagt wäre, aus eigenem Bewußtseyn innerlich verachten.

* *

Man lobt nur allzuoft die Fürsten über Sachen, die nur Geld kosten, aber keine Application in Erfüllung ihrer Regenten-Pflichten, keine Verläugnung ihrer Lüste und Sinnlichkeiten erfordern. Man erhebt einen Fürsten gen Himmel über das, was er vor Künste und Wissenschaften gethan: Daß er eine Bilder-Gallerie, eine Bibliothec, einen botanischen Garten, ein Naturalien-Mineralien- und Kunst-Cabinet rc. angelegt, und betäubt ihn darüber mit dem falschen Schluß: Ergo sind deine Unterthanen glücklich: Ergo ist Ordnung und Gerechtigkeit in deinem Land; du wirst nicht von deinen eigenen Ministern, Beamten und Dienern betrogen u. s. w. Das glauben dann die Herrn; wähnen, sie seyen's, wofür

man sie lobpreist; wiegen sich mit diesem falschen Trost ein, und beruhigen sich über andere Dinge, wo der Cüraß bey ihnen offen ist, und über Handlungen, die ihr eigenes Gewissen als verwerflich erkläret.

* *

Man kann und darf, oft muß man, kundbar böse Fürsten loben, wann sie mit unter auch einmal was Gescheutes und Gutes thun, oder doch, welches gemeiniglich ihre einzige Tugend ist, gerecht sind.

* *

Gar oft kann und muß man auch bey Fürsten die bloße gute Absicht loben, die Folgen der Handlung mögen hernach der davon gefaßten Erwartung entsprechen oder nicht.

Dieß war der nur allzugewöhnliche Fall bey Kayser Joseph II. dessen guten, edlen, rühmlichen, für die Erleuchtung, Aufklärung und Glück seiner Völker, (sein Monarchen-Fieber der Eroberungssucht rc. abgerechnet), hegenden wahrhaft wohlthätigen Absichten man mit voller Ueberzeugung Gerechtigkeit wiederfahren lassen konnte, und nur bedauren mußte, daß dieser große, kühne, so vieles umfassende, würkende oder doch zerstörende

Geist, das Einige: Eile mit Weile! nicht gelernet hatte. So wahr ist es, und kann auch auf diesen Despoten mit vollem Grund angewendet werden, was längst vor seiner Zeit ein weiser Mann *) gesagt hat: „Die unersättliche Ruhmbegierde ist Schuld daran, daß insgemein die Vorsehung durch die glücklichste Genies das wenigste Gute in der Welt ausrichten kann. Sie fallen gleich aufs Große, und lassen der Vorsicht nicht Zeit, die im Verborgenen aus dem Kleinen die größeste Werke nach und nach zu Stande bringt. Ihre Hitze verderbt Alles; und sie verlassen sich ganz und gar auf ihre Kräfte, und besteigen aus Verwegenheit die gefährlichsten Höhen".

* *

Um eine gute Handlung loben zu können, müßten die Herren sie selbst gethan haben; daran fehlt es aber gemeiniglich. Doch kann man auch vor bekannt annehmen: *Quod quis per alium facit, id ipse fecisse putatur.* Man kann immer einen Fürsten loben, wenn er auch das Gute nur geschehen läßt und nicht hindert, wenn gleich sein

---

*) Reich der Natur und Sitten. III. Th. p. 78.

besserer Minister sich Tage und Stunden lang mit ihm herumzanken, und schwitzen muß, bis er ihn überzeuget, überredet, bis er's endlich errungen hat.

* *

Sie müssen ferner die auf Lob Ansprache machen wollende Handlung, wo nicht ganz freywillig, doch gutwillig, wo nicht *con amore*, doch nicht nur aus Furcht, aus bloßem Zwang, gethan haben.

Doch wann endlich das Gute, ganz oder halb, freywillig oder nicht, geschieht, so mag man es immer noch mit wenig Lobzucker bestreuen. Es bleibt allemal ein großes wahres Glück für manche Herrn, und ein noch größeres für ihr Land, daß und wenn sie nicht können, wie sie gern wollten, wenn sie *par force* weise seyn müssen; es sey nun, wenn sie in den Nothstall einer Kayserlichen Debit-Commission eingesperrt, oder auf andere Weise eingeschränkt werden. Wenn sich dann ein Herr unter dieses heilsame Joch gutartig beugt, so muß man seinen guten Willen, wenn's auch ein gezwungner Wille ist, doch loben; ihn pflegen, wie man ein krankes Kind pflegt; die begangenen Fehler immer in die eine

Wagschale legen, und sie durch bessere Handlungen späterer Weisheit aufwiegen lassen.

* *

Zu einem verdienten Lob gehört billig mit, daß die Fürsten die gute Handlung gerne gethan haben. Wenigstens muß man so thun, als ob man's dächte und glaubte; endlich glauben's die Herrn selbst, und gewöhnen sich um so ehender daran, gut zu handeln. Man muß oft den bloßen noch schwachen guten Willen ehren, und man darf auch den kleinsten guten Vorsatz loben, um sie dadurch zu schönen, edlen, größern Thaten zu ermuntern. Man muß ihnen Sachen in den Mund und in die Feder legen, die zwar nicht aus ihnen selbst kommen, weil sie nie in ihnen waren; aber um sie beym Wort nehmen zu können, daß sie es selbst gesagt, versprochen und unterschrieben hätten. Man muß sie beym Punct der Ehre fassen, welch' ein Aufsehen es machen, welche Schmach es vor sie selbst seyn würde, wenn sie ihre eigene Zusage zurückziehen wollten; man muß, mit Einem Wort, in tausend Vorfällen ihres Lebens, sie zu ihrem eigenen Besten und Ehre als Unmündige behandeln; versteht sich allemal dabey, wenn sie folgsam genug sind, um

andere in ihre Seele denken zu lassen, und nicht zu viel Starrsinn, Eigenliebe und Hochmuth besitzen, um nicht das Ansehen zu haben, daß ein anderer sie nur hofmeistern wolle.

* *

Endlich so muß man jede gute Handlung eines Königs und Fürsten loben, wenn es gleich Reichs- und Land kundig wäre, daß er sie nicht umsonst gethan, sondern dafür, oft schwer und reichlich genug, bezahlt worden ist. Wenn es auch nicht eine so alte, zu allen Zeiten und Jahrhunderten gebräuchliche, aller Welt bekannte Sache und Sitte der Regenten wäre, so wäre das eigene Geständniß eines großen Kenners dieser Königlichen Kunst, schon hinreichend, welcher der Wahrheit die Ehre gab, selbst *) zu bekennen:

De nobles sentimens, dignes d'une grande ame;
On ne se pique plus en notre Siecle infame,
L'intérêt et le Dieu, qui se fait adorer,
Par ceux précisément, qui devoient l'abhorrer.

Damit man aber nicht glaube, daß dieses eine versteckte Satyre auf irgend einen geizigen König

*) Dans ies *Epitres diverses.*

sey, so faßt er es noch unverblümter in dem allgemeinen Satz:

On voit, que *les Rois* se plaisent à gagner,
Et sont de gros marchands, payés pour bien regner.

Alle Reiche Europens und insbesondere alle Provinzen Deutschlands können hierüber ihre Elegien singen. Bey absoluten Regierungen geh'ts freylich kürzer und geschwinder; jeder Herr taxirt sich selbst, und nimmt, so viel er will und kann. In Verfassungen aber, wo Landstände sind, sieht man erst eigentlich das Bieten und Wiederbieten, die Versteigerung dieses Fürstlichen guten Willens und wie Käufer und Verkäufer sich zuweilen von einander trennen, bis höhere Gewalt, Noth und Betrug sie wieder unter sich nähern, und zuletzt ein erlogenes Lob, woran keiner von beyden Theilen glaubt, noch in Kauf gegeben wird.

Den actenmäßigen Beweis davon könnte man finden, wenn man aus der Geschichte der deutschen Landtäge nur die einträglichen Artikel von Wildschaden, von Lotto, von schlechter Münze, vom Diensthandel u. s. w. ausheben, und bey jeder Rubrik die Summen beysetzen wollte, wie theuer die Abschaffung dieser Beschwerden erkauft

werden, und wie viel Dank und Lob noch dazu gelogen werden müssen. So wahr ist es was ein kluger Mann *) jüngst gesagt hat: „Alles ist jetzt so verkehrt, daß man nöthig hat, zu loben, was von Rechtswegen gethan werden muß, weil es so selten gethan wird".

* *

Ein Journal von lauter guten, schönen, löblichen Handlungen der Fürsten würde einem Naturalien-Cabinet von lauter Papagayen, Arras, Colibrit ꝛc. gleichen; die Schlangen, Taranteln, Scorpionen nnd anderes Ungeziefer gehören mit in die Schöpfung.

Man darf, und nach den Umständen muß man, jede gute Handlung eines Regenten loben, wann auch deren Motif nicht allemal das beste, geschweige das reinste, gewesen wäre; wann sie auch nur auf vorgängige Vorstellungen, auf wiederholtes Bitten, aus Schaam vor andern, aus bloßer Gefälligkeit vor eine geliebte oder geachtete Person, oder gar aus Stolz, um nicht erst daran erinnert zu werden, geschähe. Geschieht doch selbst manche gute Handlung (wie Möser **) mit

---

*) Berliner-Monatschrift. Febr. 1785. S. 158.

**) In den patriotischen Phantasien IV. B. S. 94.

Grund sagt) aus bloßer Langerweile; wie viel mehr bey Fürsten?

* *

Es ist aber nicht genug, daß ein Herr als einmal Eine gute Handlung und dann wieder vor- oder nachher zehen schlechte dagegen begeht. Eine einzele gute Handlung beweißt nichts, und das laute Lobpreisen derselben zeigt nur ein niederträchtig und kriechend gewordenes Volk an. So was thut man nur einem Tiberius, vor dem man sich fürchtet, aber ihm nicht traut.

* *

. Wenn ein Richter gar lobt, wo er nur tadeln, ahnden und bestrafen sollte, so ist es allemal widersinnig und unrecht, nach Beschaffenheit der Umstände aber bald ärgerlich, bald lächerlich, zuweilen beydes zugleich.

Ein sonderbarer Fall dieser Art ereignete sich in einer bey dem Kayserlichen Reichs-Hof-Rath erhobenen gerichtlichen Klage. In dem den 16. Nov. 1782. ergangenen Concluso wurde diesem Fürsten sein verübtes Unrecht und Undank mit allem Ernst und Nachdruck des Reichs-Obrist-Richterlichen Amts vorgehalten und bemerkt: „Daß samtliche oberzählte, mit Umgehung eines

„rechtlichen Verfahrens erlassene Verfügungen „aber sich eben deswegen in keine Weise recht„fertigen liessen rc." Das heißt dann doch wohl mit Einem Wort: Weil sie ungerecht seyen. Ganz unmittelbar nach dieser Straf-Predigt folgt weiter: „Als versähen sich Ihro Kayserliche Ma„jestät zu des Herren Fürsten bekannten Ge„müths-Billigkeit und Gerechtigkeits-Liebe, „es werde derselbe keinen Anstand nehmen, dem „N. N. wegen dessen verletzten Ehre die gebüh„rende Genugthuung samt Ersetzung alles dar„aus entsprungenen Schadens angedeyhen zu „lassen".

Wie wenig aber dieser Fürst dieß Lob verdient, und daß man nicht in einer und eben derselben Sache und zu eben der Zeit zugleich gerecht und ungerecht seyn könne, hat der Erfolg bewiesen.

* *

Ein nun in seine Ruhe eingegangener Reichs-Hof-Rath ließ, über eine würklich rühmliche Handlung eines Fürsten, in den Entwurf des an ihn zu erlassenden Rescripts ein ziemlich fettes Lob einfliessen. Der nun auch verstorbene damalige Präsident von Hagen fand die Portion zu stark,

und rügte es mit dem weisen Ausspruch: Ein Kayser muß nie zu viel loben und zu viel schelten.

* *

Eine von einem König oder Fürsten seinem Land, einer Gemeine, Gesellschaft oder einem einzelen würdigen Mann bewiesene Wohlthat bedarf eben nicht eines so diplomatischen Beweises, wie die Geschenke, die Friedrich II. in Preussen verschiedenen seiner Provinzen und Communen angedeyhen lassen, wo gemeiniglich dem Einen Armen genommen worden, um es einem andern noch Aermern zu geben. Es ist hinreichend, daß sie an sich wahr seyen, und es die wissen, so dabey zunächst intressirt sind, welche aus Dankgefühlen eben so willig seyn und sich selbst gedrungen finden werden, die empfangenen Wohlthaten lobzupreisen, ohne daß es einen eigenen Hof- und Staats-Trompeter dazu bedürfte.

* *

Das Lob muß keine Alltags-Sachen berühren, welche die gnädigste Herrn mit tausend andern Menschen, die keine Könige, Fürsten oder Prinzen sind, gemein haben, sondern es müssen eigentliche Regenten-Handlungen oder doch solche Tugenden seyn, die sich, weil man sie nicht ge-

wöhnlich bey andern Menschen und noch seltener bey Fürsten antrift, auszeichnen.

Freilich ist es für einen Mann von Ehrgefühl demüthigend, wenn er einen schlechten Herrn, nur damit er nicht noch schlechter und schlimmer werde, loben, und ihm über seine Alltags-Handlungen schöne Sachen ins Gesicht sagen soll. Im Grund betrachtet, ist es aber nicht um Vieles beschwerlicher, als wann der Ehrenmann zu einem Höfling, den er im Herzen verachtet, oder zu der Beyschläferin seines Fürsten, aus hergebrachter Sitte: Unterthäniger Diener! sagen, oder vor einem schmutzigen Bauer, dessen Gruß erwiedernd, den Hut abziehen muß.

* *

Der Gegenstand des Lobs muß keine Kleinigkeiten betreffen: Wann, zum Beyspiel, ein König einem armen Lieutenant ein Pferd geschenkt, einem lahm geschossenen General mit eigener hoher Hand den Stuhl zum Niedersitzen gerückt, vor lieber langer Weile einem Bauren einige Ehlen weit pflügen helfen; wann ein Fürst durch eins seiner Landstädtgen gefahren, ein Paar Gulden in die Armen-Casse geschenkt hat, u. s. w.

* *

Wann aber auch eine Handlung an sich selbst noch so gut ist, so muß nichts schiefes in deren Bekanntmachung liegen. Ein Fürst verschenkt in der besten und reinsten Absicht, aus Gefühl seiner Vater-Pflichten, an arme Unterthanen etliche Scheffel Korn, einige Klafter Holz, und die Zeitungsschreiber machen einen Loblermen davon, als wenn er seinem Volk das ewige Leben geschenkt hätte. Der Fürst ist freilich Persona publica; mithin können auch seine guten Handlungen, so wenig als die schlechten, nicht leicht verborgen bleiben. Wann aber die Lehre Jesu: Seine Linke nicht wissen zu lassen, was die Rechte thut, uns überhaupt gilt, so verbindet sie gewiß wenigstens eben so sehr die Fürsten. Wie manchem sonst guten und wohlthätigen Fürsten ist durch solches Trompeten-Lob, wenn er anderst davon gewußt und Belieben daran gefunden hat, der schöne und höhere Lohn der Ewigkeit schon weggeblasen worden?

* *

Mancher Fürst wird blos deßwegen gelobt, weil er nicht die Untugenden seines Vorfahren hat. Herzog Carl von Zweybrücken schafte das

nach Verhältniß seines Landes übermäßige Wild ab, und es wurden deßwegen zu seinem Lobe sogar Medaillen geprägt; hingegen hatte er eine ganz unmäßige Baulust, machte Schulden, an denen die Enkel noch zu nagen haben werden, hielt Maitressen ꝛc. ꝛc. Darauf wurden nun freilich keine Loblügen gemünzt.

Ein anderer Fürst zerstörte auch alles Wild in seinem Land und machte aus seinen altgewordenen Jägern Bettler; hingegen war er unersättlich in der Menge unnützer und allzukostbar unterhaltener Soldaten. Doch es ist keine Thorheit, die ein König oder ein Fürst begehen könnte, so ausschweifend, keine seiner Ungerechtigkeiten so groß und so schreyend, daß sie nicht von einem seiner Sclaven gelobt, oder doch entschuldiget würde.

* *

Es giebt eine Art Lob, das in den Augen des Kenners und Weltmanns vielmehr der feinste Spott und wahre Persiflage ist.

So schrieb der französische Minister, der Herzog von Choiseuil *), nach seiner Ungnade an seinen König, Ludwig XV: „Personne ne doute,

---

*) *Dans ses Memoires, écrits par lui-même* 1790. T. I. p. 265.

Sire, et moi moins que personne, *que Vôtre volonté ne soit toute puissante* et qu'elle ne puisse détruire ce que Votre bonté a édifié"; er der wenige Seiten vorher von der *Bêtise* und *Mensonge* des Königs spricht, der seinem Freund sagen läßt: „Qu'il étoit d'un Don Quichotte, de marquer de la noblesse vis à vis d'un Prince, qui en étoit denué absolument et qui étoit entierement gouverné par une Catin etc."; er, der nicht lange vor seinem Fall die blutige Satyre auf seinen König, unter der Masque der Comödie (würdige Beschäftigung vor den Staats-Minister einer großen Monarchie) *le Royaume d'Arlequinerie* gemacht hatte, womit sich dann die Phrase von der Königlichen Allmacht nicht zusammen reimen läßt.

Eine Hofdame der Königin Anna von Oesterreich sagte deren Gemahl, K. Ludwig XIII. von Frankreich, da er sich mit Perlen-Aufreiben beschäftigte: Sire, Sie können alles, nur nicht was Sie sollten. Von wie vielen Regenten kann man diese Art des Lobens wiederhohlen?

* *

Es ist gemeiniglich mißlich, zuweilen gefährlich, einen Sohn, oder einen Neffen, gegen sei-

nen regierenden Vater oder Oheim zu loben, weil diese jene gewöhnlich als ihre Todtenwärter ansehen, die kaum den frohen Augenblick erwarten können, bis sie das erstemal sagen können: Mein höchstseeliger Herr Vater. Daher auch der Schwachkopf K. Ludwig XIII. sich auf seinem Sterbebett so erboßte, als ihm sein Sohn auf die einfältige Frage: Wie er heisse? geantwortet: „Ludwig der Vierzehende". „Noch nicht", schrie der erzürnte Vater, „noch nicht, ich lebe noch".

Weltbekannt ist, wie wenig K. Friedrich II. in Preussen, genannt der Einzige, seinen Thronfolger, den jetzigen König, geliebet, wie wenig Regierungs-Talent er ihm zugetraut, wie viele Spott- und Stichelreden er sich über ihn erlaubt hat. Der alte Cammerherr von Poellniz war unter allen der einzige, der es wagte, dem eifersüchtigen alten König vor die Stirne hin zu sagen: „Ew. Majestät irren sich an dem Cron-Prinzen; er ist besser, als Sie denken. Hingegen hielt der König den von Poellniz auch nicht für das, was er doch war, machte sich oft über ihn lustig, und hielt ihn nicht selten würklich zum Besten; das dann den Eindruck wieder schwächte, den es ausser dem billig hätte haben sollen.

* *

In der Türkey soll es Mode seyn, daß ein Bassa den Strick küßt, mit dem er auf Befehl seines Groß-Sultans strangulirt werden soll. So, just so, ist es mit allem Lobpreisen monarchisch-militärisch-despotischer Verfassungen. Man muß in denselben gebohren und erzogen seyn, es nicht anders wissen, nicht besser gesehen haben; nur alsdann ist das Prahlen mit seinen eigenen Ketten für einen sonst verständigen Mann entschuldbar.

* *

Man verwechselt manchmal so wohl bey dem Loben der Fürsten als bey den Beschuldigungen des Criminis læsæ den Menschen mit dem Fürsten, und rechnet diesem zu gut, was nur jenen angeht.

* *

Es ist immer gewagt, zuweilen gefährlich, einen Fürsten wegen Tugenden zu loben, die der, zu welchem man spricht, nicht auch — sondern wohl gar das Gegentheil davon hat. Er sieht ein solches Lob als einen stillschweigenden Vorwurf, wo nicht gar als eine vorsetzliche Spottrede; läßt es den lobenden unangenehm empfinden,

und, wann er kann und darf, rächt er sich wohl deßwegen.

* *

Die Könige loben selten anders, als mit denen Worten: Er hat als ein braver Mann seine Schuldigkeit gethan. Sie meynen immer, sie entziehen und vergeben sich selbst was, wenn sie andere loben; und es ist noch immer wahr, was vor bald hundert Jahren die Frau von Maintenon an den Marschall von Noailles, schrieb: „Enfin le Roi (Louis XIV.) Vous a donné de louanges, et il n'en sort gueres de bouche des Rois". Doch hat die Geschichte aber auch das Andenken von Beyspielen aufbehalten, wie Könige und Fürsten die um sie und ihr Reich oder Land vorzüglich verdiente Männer auch offentlich gelobt und im Leben und Tod geehret haben. Wie herzlich war das Lob, womit Heinrich IV. seinen Sülly pries, als den Mann, welchen er mit Vergnügen seinen Freunden und Feinden darstellte. Wie schön lobte die Königin in Schweden in offentlichem Reichs-Senat den großen Reichs-Canzler Oxenstiern. Von Kayser Joseph II. ist bekannt, mit welchem edlen Stolz Er bey Anwesenheit des Großfürsten von Rußland in

Wien seinen Kauniz und Laudon selbsten präsentirte, und die merkwürdigsten Männer der Monarchie zusammen berief, um mit ihnen, als dem größten Schmuck seiner Cronen, groß zu thun.

Auch bey Fürstlichen Deutschen Häusern sind die offentlichen Denkmahle der Liebe und Hochachtung ihrer Herrn gegen würdige Ministers, die zu ihrem ehrenvollen Gedächtniß geprägte Münzen, die offentliche Aufhängung ihrer Bildnisse, die zu ihrem Lob errichtete Grabmahle rc. eben nicht selten; ohngeachtet es bey manchem von ihnen auch geheissen haben mag: Im Leben gepeinigt und nach dem Tode canonisirt *).

* *

Um einen festen, würdigen Mann, den ein König oder Fürst aufrichtig haßt †), ihm aber nichts Böses nachsagen, viel weniger aus Furcht Böses beweisen kann, mit guter Manier los zu werden, lobt er ihn gegen einen andern Herrn gelegenheitlich, als ein Kleinod, das er zu besitzen das Glück habe; macht ihn über das angebliche Glück eifersüchtig, und nach dessen gleichmäßigen Besitz lüstern; verdoppelt gar seine Ca-

*) Cruciantur, ubi sunt; laudantur, ubi non sunt.

†) Pessimum inimicorum genus laudantes. *Tacitus* in Agricola.

ressen, je mehr die Hofnung wächst, von einander zu kommen. Jenerseits werden geheime Unterhandlungen angestellt: Ob das Kleinod von Mann nicht zu haben sey? Der in der Stille längst nach seiner Erlösung seufzende Mann will aber aus Dankgefühl gegen einen ihn so freundlich behandelnden und mit seinen Fehlern und Schwachheiten gleichwohl immer Gedult habenden Herrn den schweren Dienst nicht verlassen. Andererseits werden die Anforderungen immer dringender; der Ehrenmann sieht sich endlich in der Nothwendigkeit, sich leise verlauten zu lassen, daß er einen anderwärtigen Ruf habe; sein Herr nimmt ihn gleich beym Wort: Den müssen Sie annehmen, denn da können Sie viel Gutes thun, und meine Sachen sind nun, Gottlob! durch Sie in die Ordnung *) gebracht. Hätten Sie mir doch ehender davon gesagt; denn der Fürst von * * ist mein bester Freund, den ich auf der Welt habe. Ich verliere sie zwar ungern, aber dem * * kann ich nichts abschlagen. So ward der feste Mann zum Dienst hinaus becomplimentiert.

---

*) Um je eher je lieber wieder in neue Unordnung gebracht zu werden.

So schwatzte mit lauter Loben K. Friedrich II. einem ihm ergebenen Reichs-Fürsten mehr als Einen auf, der ihm, dem Allgewaltigen, durch seinen männlichen Widerspruch ein Dorn im Auge geworden war.

Doch glückt dieser Kunstgriff nicht bey hellsehenden Herrn ohne Unterschied. Ich kenne genau einen Mann, der bey Joseph II. eines öftern Zutritts gewürdiget war. Einst fragte ihn der Kayser: Kennen Sie den ** in Chur **schen Diensten? Er ist mir als ** Rath vorgetragen worden. Antw. Ja Ihro Majestät. Der Kayser: Was ist an ihm? Antw. Es ist ein sehr mittelmäßiger Kopf. Kayser Joseph: Dachte ich's doch; wann er was nutz wäre, würde man ihn nicht so gegen mich gelobt, sondern ihn selbst behalten haben.

So betrügen die Fürsten sich selbst unter einander!

* *

Beym Loben kommt es viel auf den National-Charakter und Regierungs-Verfassung an.

Von den Franzosen, dieweil sie noch einen König hatten, war man das unmäßige Loben ihrer

selbst

selbst und die Verachtung anderer Nationen gewohnt.

Die Preussen folgten unter ihrem großen, vergötterten und siegreichen König Friedrich II. diesem Beyspiel nach, und seitdem ist es National-Sitte geworden.

In Wien fragte mich einst eine Frau von hohem Rang: Warum wir so genannte Reicher die Wiener immer beschuldigen, daß sie so stolz seyn? Meine Antwort war: Weil der Reichsunmittelbare Hochmuth den Landsäßigen Hochmuth nicht vertragen kann.

Ich kenne kein Deutsches Land, wo so vieles Gute gethan und so wenig davon gesprochen und damit geprahlet wird, als das Chur-Braunschweigische und — — (Hier mag meinetwegen ein jeder noch sein eigenes Vaterland dazu setzen.)

* *

Friedrich der Große machte, (nach der Erzählung der Anecdoten und Characterzüge) einen titelsüchtigen Trompeter zum Geheimen-Ober-Hof-Trompeter, der dann bey Verrichtung dieses Amts nur immer à la Sourdine geblasen haben wird. An mehr als einem Hof habe ich solche Geheime Cabinets-Trompeter angetrof-

sen, die ihrem Herrn zum Morgen- und Abend-Seegen und bey jeder andern Gelegenheit nichts als Schmeicheleyen, Beyfall, Lobs-Erhebungen und Bewunderung vorgeblasen und so nach und nach jede innere Stimme, jede bessern Gefühle von Reue, Beschämung, Nachdenken und Selbst-Erkenntniß stumm und todt geblasen, jeden ernsten, biedern wahrhaften Mann weggeblasen haben.

* *

Ein feines Lob, wenn es von Herzen geht, rührt allemal, zumalen nachdem der Mann ist, aus dessen Munde es kommt. Wie schön lobten sich Friedrich der Große und sein philosophischer Freund von Suhm wechselsweise! Wie plump hingegen lobte den König der schmeichelnde Voltaire, wie kriechend und furchtsam sein Jordan, Argens und selbst d'Alembert!

Ich kenne selbst einen Mann, der als Gesandter eines deutschen Hofs dem Kayser Joseph II. nach angetretener Reichs-Regierung Glück wünschen sollte, und ihn bey der ersten Audienz also anredte: Allergnädigster liebenswürdigster Kayser! Der Monarch war über diese damals mit vollem Recht verdiente feine Wendung dermaaßen gerührt, daß er sogleich nach der Audienz zu

seiner Frau Mutter der Kayserin-Königin Maria Theresia eilte, und Ihr mit Freuden erzählte: „Ihro Majestät, ich habe heute einen neuen „Titel gekriegt", und auch in der Folge diesen Mann mit ausgezeichneten Beweisen seiner Huld und Vertrauens beehrte.

* *

Eine Schmeicheley hingegen ist bald ein einschläferndes Opium, bald ein würklich tödtendes Gift, eine langsam auflösende Aqua Tofana. Alles kommt dabey auf die Stärke oder Nervenschwäche der Fürsten-Naturen an. „Große Seelen verachten die Schmeicheley; sie schmeicheln nie, um zu gewinnen, und lassen sich nicht schmeicheln, um sich gewinnen zu lassen. Sie jagen nicht nach Ruhm, aber sie erlauben sich keine Handlung, keine Enthaltung, die nicht Ruhm verdient *)". Weil es nun von Anbeginn starke und schwache Menschen auch unter Königen und Fürsten gegeben hat, weil sich bis ans Ende der Tage solche finden werden, die Ketten zersprengen, und wieder andere, und deren noch

---

*) Lavaters Monathblatt für Freunde. 1794. 6. St. S. 4.

mehrere, die sich an seidenen Seilen führen lassen, so ward die Schmeicheley schon vor bald zwey tausend Jahren als eine Erbsünde, als ein altes fortgepflanztes Uebel verschrieen *). In diesem üblen Ruf stuhnden vorzüglich und vorlängst alle Familiaren der Könige und Fürsten, welche auch zu Ehren ihrer treibenden freyen Kunst Speichellecker, Tellerlecker, Augendiener u. s. w. genennt wurden, und über die der biedere Luther †) in dem ihm eigenen barschen Ton schon zu seiner Zeit geeifert hat.

„Loben und schmeicheln kann endlich ein jeder; und ist eben dieses die Quelle und vornehmste Ursache des Verderbens aller Regenten, daß ihnen die Wahrheit so verdrießlich, und das

---

**) Adulationes vetus in republica malum. *Tacitus.*

†) „Es ist kein Ort in der Welt, da von Rechts wegen weniger Schmeicheley seyn sollte als an Höfen, da sie jetzund am meisten ist. Denn, so der Fürst verführt oder vom Guten abgezogen wird, schadet es allen Unterthanen. Es ist auch nichts schädlichers in einem Lande, als ein Schmeichler am Hofe. Wir dürfen nicht klagen über Krieg, Schwerdt und Waffen; denn eines Schmeichlers Zunge ist ärger als alle Schwerdter. Darum sollte man solche Tellerlecker weit vom Hofe wegiagen und ernstlich strafen". Th. IV. Leipz. S. 79.

Liebkosen so angenehm ist; sie möchten aber gewißlich glauben, daß sie keinen größern Schatz, als gewissenhafte und wahrheitsliebende und redende Diener haben können"; sagte mehr denn hundert Jahre nachher der politische ehrwürdige Heilige, Veit von Seckendorf *); und noch ist wahr, daß unverdientes Lob und Schmeicheley mehr Unheil anrichten, als der beissendste Spott und ungerechteste Tadel, indem, nach des Helvetius auf Erfahrung sich gründenden Meinung, eine Schmeicheley einen sonst wohl denkenden Fürsten unvermerkt von dem Weg des Rechts und der Tugend ableiten, da hingegen eine beissende Satyre einen Tyrannen schrecken und zurechtbringen kann **).

* *

Freylich kommt es viel darauf an: Wer auf beeden Seiten des Lobens und Tadelns der Mann ist, aus dessen Munde eines oder das andere komt: Wie die Melodie ist, in deren beedes vorgesungen wird; ob es ein weiser Nathan ist, der dem empfänglichen Herzen eines sonst

*) In seinem Christen-Staat. S. 228.

**) l'Esprit p. 59.

rechtschaffenen Königs seinen Ehebruch unter der sprechenden Allegorie des geraubten Schaafs selbst fühlbar machen kann; oder der nur durch das Horazische: *Ridendo dicere verum*, oder durch sein:

Misce stultitiam consiliis brevem;

Dulce est, desipere in loco,

dem überall verpanzerten Mann beyzukommen vermag.

* *

Die Regel steht fest: Je schwächer ein Fürst ist, desto gewisser wird er durch Loben und Schmeicheln verdorben, und noch schwächer und schlechter gemacht. Dieß geschieht aber nicht nur durch die Neger-Art der meisten Hofleute und kriechender Cabinets-Würme, sondern eben so sehr durch allzugefällige Hofprediger, durch unverständige Beichtväter oder eigennützige Bauchpfaffen, welche sich mit Schmeicheleyen und Loben bey ihrem unlautern Egoismus besser als bey dem Mene Tekel eines Daniels befinden; von welcher Menschenart der freymüthige Plank *) ein merkwürdiges Beyspiel anführt.

*) „Er (Churfürst Johann von Sachsen) freute sich, von seinen Theologen als Vertheidiger der Sache

* *

Was für Schaden nicht nur für den also unwürdig Gelobten entsteht, sondern welche weit nachtheiligere Folgen für dessen Familie, Kinder und Nachfolger daraus entspringen, welche sich um so leichter bey allen ihren Untugenden und Schlechtigkeiten beruhigen, läßt sich gar nicht berechnen; und es wird auch nach uns, trotz allen Lob- und Minnesingern, von vielen unsern Königs- und Fürsten-Söhnen noch wahr bleiben, was Horaz gesungen hat:

Gottes und als Bekenner des Evangelii gerühmt zu werden; nicht, weil es seiner Eitelkeit schmeichelte, denn diese Leidenschaft beunruhigte ihn wenig; sondern weil er das Bewußtseyn einer guten That nöthig hatte, um sich bey seinem Gewissen wegen so mancher andern entschuldigen zu können, die er aus Trägheit unterließ, und wegen so mancher Fehler entschuldigen zu können, die er wohl an sich erkannte, aber zu verbessern weiter nicht eilte. Der ehrliche Johannes glaubte sich getroster gewisse Lieblings-Schwachheiten übersehen, sich zum Beyspiel ruhiger des Mittags betrinken zu dürfen, wenn er sich sagen oder sagen lassen konnte, daß er des Morgens etwas für das Evangelium gethan habe; deßwegen zeigte er sich so bereitwillig alles zu thun, wozu Luther oder sein Hofprediger ihn aufforderte". Geschichte der Entstehung rc. des Protestantischen Lehrbegriffs. II. B. S. 340.

Aetas parentum, pejor avis, tulit
Nos nequiores; mox daturos
Progeniem vitiosiorem.

* *

Bey allen diesen gerechten Klagen sind doch, (man kann es nie zu oft wiederhohlen,) die Großen weniger zu tadeln, als zu bemitleiden und zu bedauren. Wir andern gewöhnlichen Menschen, wenn wir nicht in Verachtung sinken, neben andern fort- und wohl gar oben schwimmen wollen, müssen wohl unsere Kräfte anstrengen, uns selbst treiben, man mag uns loben oder nicht. Bey den meisten Großen hingegen ist das Loben ein wahres Bedürfniß; lobt man sie zu viel, so seegnen sie sich, nach dem den fürstlichen Menschen vorzüglich eigenen Egoism selbst; halten sich zu gut, was sie an sich bessern sollten; rechnen auf die Indulgenz ihrer Unterthanen und des Publicums gegen ihre Temperaments-Fehler, Unarten und Schwachheiten; und so gewöhnen sie sich allmälig an eine unseelige Zufriedenheit mit sich selbst. So lernen sie allmälig das crasseste Lob vertragen, hingegen aber auch nicht den leisesten, bescheidensten Tadel leiden. Oft beleidigt sie schon das bloße Stillschweigen

eines mit dem schmeichelnden Augendiener nicht einstimmenden weisen und bedächtlichen Mannes.

Wenn man sie aber gar nicht lobt, immer wieder streichelt, und durch Beyfall und loben stets von neuem zu guten und löblichen Thaten ermuntert, ihre eigenen Gefühle durch den Ruhm ihres Namens bey ihrem Volk und durch den Dank der Nachwelt spornt und belebt, so überlassen sich viele von ihnen ihrer Gemächlichkeit, Geistes-Trägheit rc. bis sie endlich selbst vermodern, oder petrificirt werden, und so auf eine oder die andere Weise den Roman ihres Lebens endigen.

* *

Woher nun dieses alles? Weil die Fürsten selten wahre, und noch seltener weise, am allerseltensten so strenge Freunde haben wie Sülly, der den Muth hatte, aus Eifer für die Ehre seines Königs, in dessen eigenen Gegenwart, ein unbedachtsames Versprechen zu zerreissen und sich aus Herzens-Treue lieber von seinem Herrn einen Narren schelten lassen, als zu einer unwürdigen Handlung behülflich seyn wollte; weil die Clarendons, die Fürste, die Berliner-Münchhausen, die Granvella, die Bilfinger, und was

noch ferner zu dieser Helden-Familie gehört, immer nur Cometen an dem politischen Himmel bleiben werden; weil die Könige und Fürsten, je länger je mehr, nur Jaherrn, und selbst, wo es noch gut geht, nur treue Handlanger und Tagelöhner verlangen, und, (Vergebung für dieß harte Wort!) die mehresten von ihnen auch nichts bessers werth sind; endlich, um auch noch dieß Wort auszusprechen, weil die mit einem so hohen Grad von Tugend und Weisheit begabte Männer, die aus Liebe und Ueberzeugung loben mögen und können, zugleich aber zu rechter Zeit, am rechten Ort, nach Wichtigkeit der Sache, mit Weisheit und Sanftmuth zu tadeln, zu warnen, zu widersprechen, sich zu widersetzen verstehen, und aus treuer, auch wohl erbarmender Liebe zu ihrem Herrn es thun mögen, so selten sind, als Adepten, die sich in ihrer Verborgenheit allzeit am glücklichsten befinden; und allenfalls lieber mit einem stillen Marterthum zufrieden sind, als daß sie sich um die Glorie eines politischen Scheiterhaufens, dem gewöhnlichen Ende der mehresten königlichen und fürstlichen Freundschaften, erst bewerben sollten.

* *

Die Großen sind nicht nur gegen sich selbst sehr schonend und nachsehend, sondern haben's gemeiniglich auch nicht gerne, wenn man über Personen ihres gleichen in ihrer Gegenwart raisonnirt, weil sie immer heimlich fürchten, daß ihnen nach dem Vergeltungs=Recht mit gleichem Maaß werde gemessen werden. Darum ist es auch mißlich, in ihren Tadel und Spott über andere Fürsten, oder in die Herabwürdigung ihrer eigenen Vorfahren mit einzustimmen, es müßte denn ihr eigenes noch größeres Lob auf eine delicate Weise darunter verborgen werden *); desto geneigter aber sind sie selbst, sich über andere lustig zu machen, einander herumzunehmen, sich muthwillige, auch wohl beleidigende Beynamen zu erlauben; und es müßte eine drolligte Sammlung ausmachen, wenn man auch nur die bekannten in

*) Ohngefähr so wie Ludwig XIV. vor Erbauung von Versailles sagte: Daß das Louvre doch seinen Vorfahren zur Wohnung groß genug gewesen sey; und darauf von einem feinen Hofmann erwiedert wurde: Da sprechen Ew. Majestät aber auch von possirlichen Königen, (des plaisans Rois); um ihm den Weyhrauch ins Gesicht zu blasen: Wie können jene nur eine Vergleichung aushalten?

gedruckten Schriften zerstreuten Königlichen Tischreden dieser Art zusammentragen wollte.

* *

Alle große Herrn von lebhaftem Verstand und Einbildungskraft haben schon einen natürlichen Hang zu Spötterenen, die, wenn sie nicht in ihren jüngern Jahren abgewöhnt und unterdrückt, sondern von andern Spottgeistern vielmehr noch angefacht und genähret werden, ihnen selbst schädlich, ja fatal werden können. Was für Züge dieser Art hat die Französische Geschichte von ihrem lieben und jovialischen Heinrich IV. aufbewahrt! Wie haben sich in neuern Zeiten König Friedrich Wilhelm I. in Preussen und König Georg I. von Engelland wechselsweis mit den Zunamen: Mein Schwager, der Corporal, und: Schwager, der Comödiant, beehret? Nannte doch Friedrich der Große seinen eigenen Großvater, Friedrich I. in Preussen, wegen seines ausgewachsenen Rückens den Königlichen Aesop. Dieser König ward, nach dem Muster seines Freunds und Lehrers Voltaire und anderer französischen Spottvögel, so sehr in dieser Kunst geübt, daß er, ohngeachtet er das Lehrgeld mit seinem eigenen Schaden einigemal theuer genug bezahlen

müssen, noch lange nach ihm als Meister vom Stuhl wird erkannt werden. Man kann nicht sagen, sein Rival, Kayser Joseph II. habe ihn nachgeahmt. Er war hierin zu sehr Original, und man hat ihn noch bey seines Leibes Leben offentlich in seiner eigenen Residenz beschuldigt: Daß er ehender eine ganze Provinz verlohren gehen ließe, als daß er einen launigten, witzigen Einfall, eine Spötterey, sie mochte noch so beleidigend seyn, hinunterschluckte; welches mit auffallenden Beweisen belegt wurde.

* *

Man muß den Großen der Erde gleichwohl auch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie eine Sache an andern ihres Geschlechts loben, wenn sie dieselbe nur nicht selbst thun dürfen. Dieses ist der gewöhnliche Fall bey einem geizigen, seine Dienerschaft nur defensive besoldenden König gegenüber einem freygebigen; der Fall eines den erbetenen Beystand des reichen Monarchen an seine armen Ministers wohl bezahlenden Fürsten; oder auch wenn bey Vergleichen, Ehepacten u. d. g. die herkommlichen Geschenke einerseits in baarem klingendem Geld gefordert, und andererseits mit hochangerechnetem Porcelain,

wobey man doch allemal das Macherlohn erspart, erwiedert werden.

* *

Ein Fürst wird zuweilen wegen Gesetzen, Landes-Anstalten und Verordnungen gelobt, und ihnen Gründe der Weisheit, Billigkeit, Einsicht, Menschen- und Volksliebe unterlegt, woran kein wahres Wort ist, und die weder der Fürst selbst, noch seine Ministers, sondern nur die Thoren glauben. In dieser Kunst, das Volk zu betrügen, waren die Franzosen in den Prologen ihrer Finanz-Edicten vorlängst Meister. Was für ein Freuden-Geschrey erschallte nicht durch ganz Deutschland über K. Josephs Toleranz-Anstalten, wodurch so viele Leichtgläubige betrogen, und die täglich von den eigenen Länderstellen eingeschränkt und nach Möglichkeit untergraben wurden. Der Sitz der Toleranz war auf der Mauth. So weit und so tief sahen aber die Wenigsten. Eben so machte es K. Friedrich mit dem den Jesuiten vergönnten Schutz und der allgemeinen kirchlichen Freiheit; so Rußland mit den Colonien der Evangelischen Brüder-Gemeinen; so verschiedene protestantische Fürsten mit der andern Kirchgenossen vergönnten Religions-Uebung ꝛc. Eigen-

nutz war's, sonst nichts; denn was fragen die Könige und Fürsten nach der Religion, wenn sie ihnen nichts einträgt? Welche Folgen und Würkungen dem ungeachtet, nach dem großen Zusammenhang der allerweisesten göttlichen Weltregierung daraus entstanden, kann nicht auf Rechnung menschlicher Absichten und Klugheit gesetzet werden.

* *

Wodurch ersparen sich, wenigstens bey der Nachwelt, Könige und Fürsten ihr Lob? Antwort: Wenn sie überhaupt, wie bey dem berühmten Quinquennio Neronis, schlimmer werden;

wenn sie mit den zunehmenden Jahren, wie Salomo, schlechter werden;

wenn sie die verlassenen bösen Wege wieder betreten;

wenn sie die Trophäen ihrer vorherigen bessern Regierung durch nachfolgende Handlungen selbst wieder vernichten, und schlechter endigen als sie angefangen haben.

* *

Sonst waren die Geschichtschreiber in den Klöstern verborgen, versahen aber zugleich wegen der Unwissenheit des Adels und der Layen das

Canzler- und Schreiber-Amt an den Höfen, und hatten dadurch die tägliche Gelegenheit, die gnädigsten Herrn in ihrer ganzen schönen Natur kennen zu lernen, und sie hernach in Stunden der Einsamkeit nach Muße zu conterfeyen und nach ihrem wahren oder geglaubten Character zu schildern. Wenn mehrere Regenten eines Hauses einerley Nahmen führten, so wurden sie durch Beynahmen von einander unterschieden; daher entstuhnden der Carl der Große, Carl der Dicke, Carl der Kahlkopf, Ludwig der Strenge, Ludwig der Faule, Ludwig der Fromme, der Teutsche, Ludwig der Müßiggänger, Heinrich der Vogelfänger, Friedrich der Rothbart; und der hatte von Glück zu sagen, der mit einer bloßen körperlichen Signatur davon kam, ohne mit einem moralischen Stempel gebrandmarkt zu werden. Unläugbar ist, daß dabey viele Partheylichkeit mit untergelaufen ist, und diejenigen Herrn, welche sich gegen die Geistlichkeit am gefälligsten und freygebigsten erwiesen, oft mit den zierlichsten Beynahmen geschmückt wurden.

Weil in Deutschland insbesondere jedes Land seine Klöster und jedes Haus seine Annalisten und Chronikenschreiber hatte, so gehörte es zum gu-

ten

ten Ton der damaligen Zeit, jeden Regenten mit dem ihm vorzüglich eigenen Wahrzeichen zu characterisiren. Um nur einige Muster anzuführen, so hatte das Haus Oesterreich (1310.) Friedrich den Schönen, Albert den Weisen und Lahmen, Heinrich den Sanftmüthigen, und Otto den Lustigen, (1400.) Albert genannt Mirabilia Mundi, Albert den Verschwender (1440.)

Das Haus Sachsen hatte seinen Conrad den Großen, Otto den Reichen, Albert den Stolzen, Dietrich den Afflictum, Heinrich den ein Theil den Erleuchteten, andere den Hammer nennten, Ludwig das Kind, Ludwig den Bärtigten, Ludwig den Springer, Ludwig den Eisernen, den Frommen, den Heiligen, den Gütigen, Albert den Unartigen, Friedrich mit dem gebissenen Backen, Friedrich den Ernsthaften, den Magern, den Strengen, den Streitbaren, den Einfältigen, den Sanftmüthigen, den Weisen, Johannes den Beständigen, mit welchem in dem Churhaus die von Mönchen und Gelehrten eigenmächtig gegebenen Titulaturen ihr Ende erreichten, so wie überhaupt diese Sitte nur bis an und in die Zeiten der Reformation dauerte, die wenigen Fälle ausgenommen, da man noch im vorigen

Jahrhundert einen Ernst den Frommen von Sachsen-Gotha, einen Bernhard den Großen von Sachsen-Weimar, und etwa noch einen und den andern findet, dem seine Zeitgenossen und die Nachwelt diese Ehrennahmen zugestanden haben.

Soll man es bedauren, daß diese Gewohnheit abgekommen ist? Zur Erlernung der Geschichte wäre sie allerdings behülflich gewesen; aber auch nur der älteren; über drey Menschen Alter reichenden hinaus. Näher zu unseren Zeiten gilt nur: Loben oder Schweigen, oder doch sich weislich und möglichst verbergen, wenn man tadeln will. Denn sonst würden zwar von unsern Augustissimis, Potentissimis, Serenissimis und Celsissimis nicht minder wahre Beynahmen erdacht werden können, von denen aber der Erfinder, wenn er anderst nicht ein unverschämter Lobhudler wäre, sich schwerlich um das Macherlohn melden würde, denn gegen Eine mit Wahrheit so genannte Majesté Pacifique oder Sagesse Serenissime, welchen ganz andern und höchstcharacteristischen Cathegorien würde man nur von unsern und unserer Väter Tagen her begegnen, wenn man alle die Königliche und Fürstliche Schloßer, Knopfmacher, Geiger, Trommler, Comödianten,

Geisterseher, Goldmacher, Parforce-Jäger, Lottohändler, Dienstverkäufer, u. d. gl. in Reyhe und Glieder stellen und eine unpartheyische Musterung passiren lassen wollte.

* *

Doch die Wahrheit behauptet auch hierin ihre ewig unsterblichen Rechte. So gewiß es ist, daß das Lob des Gerechten, folglich auch der guten Fürsten, ewiglich währet; so wahr einst die Gerechten, mithin auch die guten Fürsten, leuchten werden wie des Himmels-Glanz, und ihrer eine ewige Belohnung wartet; so wahr und gewiß ist auch keine irdische Macht so groß, so fürchterlich und so unumschränkt, welche verhindern könnte, daß böse und schlechte Fürsten auch hienieden vor das, was sie sind oder waren, auch ohne jene diplomatische Beynahmen, erkannt und genannt werden.

Dieses Volksgericht über seine Häupter, diese Herrschaft der allgemeinen Meynung, ist so unerschütterlich und felsenfest gegründet, daß das einige Bekenntniß des grösten, gefürchtetesten und geschmeicheltesten Königs in diesem Jahrhundert, Ludwigs des Vierzehenden in Frankreich, eine ganze Wolke minderer Zeugen aufwiegen kann.

Als nehmlich in denen unruhigen ersten Regierungs-Jahren des Königs Philipps V. in Spanien, zwischen Paris und Madrit eine beständige Ebbe und Fluth von wechselsweisen Lügen, Verläumdungen und Historienträgereyen war, und der junge König sich darüber bey seinem Großvater beschwerte, gab ihm dieser die aus dem Munde eines alten Königs merkwürdige Antwort *): „Ich wünschte, daß man die Discurse aufhören machen könnte, worüber sich Ew. Majestät beklagen. Es ist aber unmöglich, dem Publiko die Freyheit zu reden zu nehmen. Es hat sich solche zu allen Zeiten, in allen Ländern und in Frankreich noch mehr, als anderwärts, herausgenommen. Man muß eben suchen, der Welt nur Gelegenheit zu Lob und Beyfall zu geben; und ich hoffe, Sie werden während Ihrer Regierung häufige Veranlassungen dazu finden".

* *

Die Arten, wie sich die Zeitgenossen eines bösen Regenten noch bey seines Leibes Leben an ihm rächen, sind unzählige. Der unterste und

---

*) *Memoir. de Noailles* T. III. p. 269.

und glimflichste Grad ist wohl der, wenn sie, nebst dem stummen Tadel, ihren erheuchelten öffentlichen Zusicherungen, Verheissungen und Versprechen, ihren erlogenen Betheurungen von landesväterlicher Liebe ihrer Unterthanen, ihrer unwahren Sorge vor das gemeine Beste, kurz allen ihren Worten nicht mehr glauben.

Halb oder ganz böse Fürsten können immer noch von Glück sagen, wenn es nur bey diesem Nichtglauben bleibt; wie leicht ist aber der Uebergang vom Denken zum Reden und von diesem zum Schreiben! Wie plötzlich, wie vollständig, wie fürchterlich rächt sich oft ein gedrücktes Volk durch Mund und Feder seiner Sprecher und Werkzeuge, an seinem Despoten und Plager, heimlich und öffentlich, durch blutende Epigrammen, durch Spott- und Strafschriften jeder Gattung, durch die anschaulichste Darstellung ihres eigenen lasterhaften oder doch unrühmlichen Lebens. Ein religioser, ein wahrer Ehren-Mann, wird sich freilich mit Beschäftigungen dieser Art nie abgeben, sondern dergleichen Arbeiten den litterarischen Abdeckern überlassen, und, selbst bey gereiztestem Unwillen, die Sache dem anheimstellen, der allein recht richtet und einst einem

jeglichen vergelten wird nach seinen Werken; er wird sogar, wenn sein Herr auch ein Herodes wäre, und er Amts- und Propheten-Berufs wegen ihm sein ärgerliches Privatleben ins Angesicht vorhalten müßte, doch seiner von Gott zu Lehen tragenden persönlichen Würde möglichst schonen; ihn in den Augen seines Volks nicht herabwürdigen; das Gebot des Evangelii: Du sollst dem Obersten deines Volks nicht fluchen, sich zur strengen Vorschrift auch alsdann noch seyn lassen, wenn er sich durch sein Leben und Thaten schon selbst öffentlich entehrte; sich mit der entschlossensten Nicht-Theilnehmung an allen Ungerechtigkeiten, Lastern und Schlechtigkeiten begnügen; mit seinem eigenen leuchtenden Wandel und Beyspiel bestrafen, und sich darüber Schmach, Spott und alle Arten von Ungnade gefallen lassen. Denn vors Kopfabhauen ist wenigstens für Deutsche Johannes so lange gesorgt, als wir noch Gesetze und einen obristen Richter im Reich haben, und keine Gallicanisch-Republikanische Guillotinen bekommen.

* *

Doch so denken und handeln die Wenigsten. Vielmehr ist je eine Zeit furchtbar vor böse Für-

sten und fruchtbar an öffentlichem und geheimem Tadel schlechter Regierungen, an Straf- und Spottschriften der mannichfaltigsten Gattung gegen böse, schlechte und schwache Regenten gewesen, so ist es die jetzige seit den Zeiten des sogenannten siebenjährigen Kriegs, oder seit vierzig Jahren.

Man wartet heut zu Tag nicht mehr so lange, bis sie von dem Schauplatz abgetreten und der Todtengeruch völlig verdampft ist, man scalpirt sie noch unter ihrem Nahmen, bey ihrem Leben; und wenn alle in Journalen und anonymen Schriften enthaltene Satyren, Epigrammen, alle auf schlechte Regenten und heillose Ministers gefertigte Lieder, Kupferstiche, wirklich geprägte oder ausgedachte Münzen nur von der Hälfte dieses Jahrhunderts her in Eine Sammlung gebracht und die etwa dunkle Stellen gehörig commentirt würden, so dürfte sie eine noch bänderreichere Bibliothek der garstigen Wissenschaften werden, als wir bereits eine von den schönen haben, und in Kurzem das berühmte Theatrum Diabolorum an Corpolenz übertreffen.

Noch mehr gilt alles dieses von dem unbestechlichen und unerbittlichen Richter, der eigent-

lich so genannten Geschichte; welche das Privat- und Regenten-Leben eines Fürsten nicht nur oberflächlich beleuchtet, sondern mit anatomischer Pünctlichkeit und Strenge in die Quellen seiner Tugenden und Laster, in die innerste Triebfedern seiner Handlungen eindringt; sie so abhäutet, wie noch erst neuerlich König Gustaven III. in Schweden wiederfahren ist *), oder sie so skeletirt, als von dem pragmatischen Brittischen Geschichtsschreiber, Bischof Burnet **), mit dem geistlosen Pedanten, König Jacob I. und seinen noch schlechtern Nachfolgern aus dem Hause Stuart geschehen ist.

---

*) In dem Journal: Genius der Zeit.

**) S. Memoires T. I. p. 14. L'eclat des grandes actions de la Reine Elisabeth, qui l'avoient rendue l'astre de son siecle, et l'arbitre de la Chretientè, fut si prodigieusement terni, pour ne pas dire si parfaitement effacé, que le Successeur de cette incomparable Reine étoit regardè comme l'opprobre de son tems. On l'encensoit à tour de bras, et mille plusieurs affamés le flattoient à toute outrance dans les lieux, ou il étoit maitre; mais toute l'Europe le méprisoit comme un pédant sans jugement, un Roi sans courage et sans fermeté, esclave de ces favoris et vendu à l'Espagne.

* *

Die Wahrheit dieses Satzes an sich hat zu allen Zeiten, selbst in der Epoque der Neronen, unerschütterlich fest gestanden und wird durch eine solche Zeugen-Wolke bestätiget, daß es überflüßig wäre, nur Ein Wort weiter davon sagen zu wollen. Dem philosophischen Geist unserer Zeit haben wir es aber zu verdanken, daß wir in das Wesen der Geschichte selbst viel tiefer eingedrungen sind *). Dem zu immer mehrerm Licht emporstrebenden menschlichen Geist, dem wachsenden Freyheits-Sinn unserer Zeit, der allgemeiner werdenden Aufklärung und Publicität haben wir die verminderte Abgötterey vor unsere Könige und Fürsten, und deren gerechtere Wardirung nach ihrem innern moralischen Werth zuzuschreiben. Der seit Voltairs und seiner Gesellen Aufenthalt in Deutschland epidemisch gewordene arge Spottgeist unserer Tage aber, verbunden mit der Gewinnsucht der Buchhändler und dem eigenen bösen Beyspiel, Nachsicht und Indolenz einiger Könige und Fürsten, haben den Reiz noch mehr vermehret, und

---

*) S. vorzüglich davon die lehrreichen Briefe von Weglin über den Werth der Geschichte, Berlin 1783.

das Uebel, wenn man es so nennen kann, unheilbar, die Mittel dagegen aber immer schwerer, bedenklicher, ja beynahe unmöglich gemacht.

* *

Moralische Krankheiten waren immer in der Welt, wie physische; jene haben aber auch, wie diese, ihre Zeiten des Anfangs, ihrer Fortschritte, Wachsthums und allgemeinern Verbreitung gehabt. Man weiß und nennt von manchen Krankheiten die Zeit, die Nation, wodurch sie zu uns gekommen, die Ursachen der Entstehung und die besten Methoden der Heilung. Wie wünschenswürdig wäre es, wenn wir dergleichen Haus- und Heilmittel auch gegen moralische Uebel, insbesondere gegen die, von dem Licht und Geist der Wahrheit so himmelweit unterschiedene, immer ungestümmer, wilder, unverschämter werdende Frechheit unserer Tage hätten.

Die Cur wäre leicht und kurz, wenn wir nebst bessern Menschen auch bessere Fürsten hätten; wie bald würden sich alle Stimmen, Hände und Herzen zu mehr als Plinianischen Lobreden vereinigen. So wie die Sachen aber jetzo stehen, so wäre es eine Beleidigung des menschlichen Verstandes, eine Verschuldung gegen die Menschheit

selbst, ihrem Volk Liebe und Hochachtung zuzumuthen, so lange sie sich selbst deren nicht besser, als bisher, würdig machen. Denn wie viele sind noch unter ihnen, denen im Grund nicht gleichgültig ist, ob man sie liebt oder haßt; ob man sie lobt oder tadelt? Die vielmehr innerlich sich mit dem: *Oderent, dum metuant*, beruhigen; die sich daran genügen lassen, ihr Reich, Land oder Ländgen zu haben, und es nach ihren Gelüsten und Phantasien geniessen zu können; die zufrieden sind, wenn es nur hält, so lang sie leben; die sich um die Nachkommen, die sonst immer das zweyte Wort in dem Mund und Sinn alter guter Fürsten waren, nichts bekümmern; die sich über das Urtheil der Welt, ihrer Zeitgenossen und der Geschichte, mit einer unverschämten Fühllosigkeit hinwegsetzen; die nichts mehr rührt, als ihr Stolz, Ehrgeiz, und unersättliche Habsucht; die, wo es noch am erträglichsten geht, mit dem alten Fabulisten, Reineke Fuchs, denken und sprechen:

Johannes, der fromm heilig Mann
Zeigt uns den Weg zur Wahrheit an,
Den wir ja billig hören sollen;
Wir thun darnach, was wir wollen.

Wie froh wollte ich mich über die Unähnlichkeit dieses Bildes von der Wahrheit selbst Lügen strafen lassen; besorglich ist aber die Schilderung leider nur allzutreffend.

* *

Tief zu graben und fest zu bauen ist wohl schon lange her, in keinem Sinn, mehr eine Sache unserer Fürsten gewesen; schnell niederreissen und eben so flüchtig zu bauen, war mehr nach ihrem Geschmack. Aber woher, möchte man fragen, der schleunige Uebergang der fast unbegreiflichen Fühllosigkeit und Unempfindlichkeit so vieler unter ihnen gegen Lob und Tadel, gegen gute und böse Gerüchte? Die wahre Ursache liegt ganz nahe: In ihrer Gottes-Vergessenheit, in der Mißkennung ihrer Abhängigkeit und Verantwortlichkeit gegen Gott; in der stolzen Verachtung ihres von Gott, als seine Stellvertreter, tragenden hohen Amts und Berufs, kurz in ihrem practischen Unglauben, kraft dessen sie in ihrem Herzen sprechen: Es ist kein Gott! kraft dessen sie lieber den Staat zu ihrem Götzen machen und dessen Verwalter seyn, als: Von Gottes Gnaden, Knechte Gottes, seine Statthalter auf Erden seyn und heissen wollen. Und dann

wundere man sich noch, daß Herren, die nach Gott nichts fragen, die selbst berühmte und öffentliche Spötter der Religion, und durch ihr Leben, Reden, Grundsätze und Schriften, im Leben und nach ihrem Tode noch Verführer und Verderber ihres bessern Volks und so vieler andern waren, daß diese und andere durch sie verdorbene, noch viel weniger, in ihrem stolzen Eigendünkel, nach allen Urtheilen der Menschen fragen.

Zu diesem theils wie eine Pest im Finstern schleichenden, theils genug offenkundigen Unglauben, fehlen dann nur noch ein Paar theoretische Spötter, welche frech genug sind, öffentlich zu läugnen: Daß alle Obrigkeit von Gott komme, welche also die Behauptung ihrer Göttlichkeit vor eine altväterische scholastische Grille erklären. Wann dieß vollends erst Volksglaube, Glaube ihrer eigenen Legionen wird, wie mag's alsdann erst mit der Sicherheit der Kronen und Thronen, wie mag's in dem gepriesenen Reich der Ideen aussehen?

Doch: Manum de tabula. *Dixi!*

* *

Die schönste Theorie des Lobes gegen die

Großen, um bey dem Schluß dieses Capitels doch noch ein milderes Wort zu sagen, ist in den Worten enthalten, womit der weise fromme Gellert seinen lieben Grafen Moriz von Brühl einsegnete:

Mein Lob ermuntre dein Herz; denn, wenn sie
keines verdienen,
So lob' ich selber die Könige nicht.

Zweytes Capitel.

Von den Graden und Gattungen des Lobes.

* *

Die Grade der Lobenden möchten etwann seyn:

Lob-Künstler. Lob-Redner. Lob-Dichter.
Lob-Hudler. Lob-Schmierer. Lob-Sudler.
Lob-Lügner.
Schmeichler.

* *

Es ist ein wesentlicher Unterschied, wer einen König oder Fürsten lobt; nicht nur überhaupt: Ob es die Stimme des Volks und seines Landes, oder nur hie und da eines einzeln Menschen? Ob es das Lob seiner eigenen Diener, seiner Hofleute oder Mitesser, der von seinem Aufwand und Wohlthaten lebenden Künstler und Handwerker, seiner Günstlinge und Freunde sey? Sondern ob es von einem wahren Menschenkenner, von einem Weisen, oder von einem Schmeichler und Narren herrühre?

* *

Es ist eine alte Regel: Weit davon ist gut loben *); daher folgt natürlich im Gegensatz: Daß, je öfter und je länger man beysammen ist, je genauer einer den andern kennen lernt. Daher kommt auch wohl das alte Sprüchwort: Daß derjenige erst ein lobenswerther Fürst sey, der von seinem Kammerdiener gelobt werde. Als Sprüchwort, als ein launigter Einfall, mag es gelten, weiter aber nicht. Denn so wahr es immerhin ist, daß die Nächsten um einen König und Fürsten, es seyen nun Kammerdiener oder Kammerherrn, die beste Gelegenheit haben, ihren Herrn in seinen Tugenden und Schwachheiten am genauesten kennen zu lernen, so bleibt ihr Zeugniß in Lob und Tadel doch immer verdächtig; und gewiß noch mehr, wenn sie loben, als wenn sie über ihren Souverain spotten und schimpfen; und das Wort des weisen Marmontel in seinem Belisaire wird wohl eine ewige Wahrheit bleiben: Daß unter allen menschlichen Garantien diejenige die unsicherste sey, womit die Höflinge ihrem Herrn die Liebe und Ergebenheit sei-

*) E loginquo reverentia.

seiner Unterthanen und die Lobpreisungen seines Volks verbürgen *).

* *

Von einem eigenen lobswürdigen †), wahrhaften, unpartheyischen Mann gelobt zu werden, ist erst einem Fürsten, so wie jedem rechtlichen Mann, wahre Ehre.

Oh! wie muß der Beyfall, das mit Empfindung ausgesprochene Lob eines gewissenhaften verständigen Ministers das Herz eines guten Fürsten erfreuen! Welche süße Belohnung muß ihm vor alle Regenten-Sorgen uud Bürden seines hohen Amts seyn, wenn er unbekannt und unerkannt auf geheimen Reisen innerhalb seines eigenen Landes, oder im Ausland aus unverdächtigem Munde, als ein weiser, gütiger, väterlich gesinnter Fürst gepriesen wird! Wie kräftig muß es ihn anfeuern, dieß Lob zu allen Zeiten zu verdienen!

---

*) A moins de quelque evenement singulier, qui fasse éclater l'amour des peuples et rende solemnel cet hommage des cœurs, quel Prince osera se flatter, qu'il est sincére et unanime? *Ses courtisans lui répondent; mais qui lui répond de ses courtisans?*

†) Laudari a viro laudato.

*

Der beste Fürst ist wohl der, von welchem persönlich am wenigsten gesprochen, der nur in und durch seine Thaten und Handlungen gelobt, und am seltensten getadelt wird. Von dieser edlen Familie war der seelige Fürst Carl von Nassau-Weilburg; und noch kurz vor seinem Hingang schrieb mir den 17. Jan. 1784. einer seiner vertrautesten und liebsten Diener: „Mein Herr thut und handelt gut, nur allein damit Gutes geschehe; niemand soll weiter davon sprechen. Er will seine Handlungen ohnbemerkt belassen wissen, und nie glaubt er, seine Regenten-Pflichten ganz genug zu erfüllen; er ist eben so ungerne gelobt, als getadelt. Dergleichen köstliche Menschen giebt es freylich wenige auf Gottes Erdboden".

Diese Gesinnung mag auch wohl die Ursache seyn, warum in der nach dem Ableben dieses treflichen Fürsten aus der Feder seines Präsidenten, Freiherrn von Bozheim, viele seiner merkwürdigsten Regenten-Thaten nur berührt, nur angedeutet, nicht detaillirt worden, wie der Wunsch Vieler war, und noch ist.

* *

Das beste und schönste Lob eines Königs und Fürsten ist der Anblick seines wohl gebauten und bevölkerten Landes, und wohl genährten, vergnügten, zufriedenen und frölichen Volks.

Ich bat einst einen großen Menschenkenner, mir eine Schilderung von seinem Fürsten zu entwerfen: „Er ist nicht so schlecht", war seine Antwort, „als ihn seine Feinde, und nicht so gut, als ihn seine Freunde machen".

Eine treffend-charakteristische Physiognomie von der gewöhnlichen Art der meisten Könige und Fürsten.

* *

Man muß mit dem Loben der Könige und Fürsten so sparsam seyn, wie sie es mit ihren Belohnungen des Verdiensts sind; sonst halten sie das Loben so gar für eine Schuldigkeit.

Ein rechtschaffener Minister muß hundert Dinge in einem Jahr an seinem Herrn, dessen Frau, Kindern und Hofgesinde sehen, geschehen lassen und dazu schweigen, weil Reden nichts helfen, sondern Uebel nur ärger machen würde. Eben so ökonomisch muß er aber auch mit seinem Lob seyn, über Sachen, worinn sein Herr nur die

allgemeinsten und die ersten Schuldigkeiten seines Regenten-Amts erfüllt; nicht gleich ein Aufhebens machen, als wenn er den Himmel damit verdiene; sich mit einem stillen heitern Blick von zufriedenem Beyfall begnügen; gute Handlungen etwa mit zwey, drey schönen Wörtgen einsegnen, und das eigentliche wahre Lob auf die Gala ausgezeichneter edlen, großen, wohlthätigen Entschlüsse, Vorsätze und Handlungen, hauptsächlich auf großmüthige Verläugnungen von Lüsten, Gelüsten, Capricen, Zorn, Rache u. d. g. verspa- ren. Dann wird's helfen, dann wird's Frucht bringen; dann wird der Fürst sich selbst sagen: Dieß Lob hab ich verdient. Zweymal in meinem Leben habe ich diese himmlische Wonne genossen, wo ich Kampf und Sieg eines Fürsten mit sich selbst mit gerührtestem Herzen beloben konnte und mußte; Thränen der Freude und eine herzliche Umarmung folgten seiner Seits nach.

Ja! man kann einem Herrn mit reiner Treue dienen, ihm willig in allen billigen Dingen gehorchen, sein Bestes mit Eifer fördern und mit Wachsamkeit seinen Schaden verhüten; man kann von Herzen zu Gott um seinen Seegen und Leben beten; und doch kann der Fall eintreten, daß

man in seinem ganzen Leben sich nicht bewogen und überzeugt findet, ihn zu loben.

* *

Die Grade des Lobens möchten auf Seite des Gelobten seyn:

Ein guter Fürst. Dieß ist das schönste, höchste Lob nach seinem wahren innern Gehalt; allein der unterste Grad des Lobes nach dem verdorbenen Gebrauch der Welt, weil gut und schwach nur allzuoft mit einander verwechselt werden; weil man einen Fürsten lobt, wie man eine einfältige Frau lobt, daß sie doch gut gewachsen sey; weil es höflicher ist, von einem Herrn zu sagen: Daß er ein gutes, ja wohl das beste Herz von der Welt habe, als wenn man von ihm bekennen muß: Daß er ein Schwachkopf sey, der alles glaubt, was man ihm vorschwätzt und vorlügt; der alles gehen läßt, wie es geht, wann nur Er damit nicht beunruhiget oder belästiget wird.

Vor dem in hohem und reinem Sinn würklich guten Fürsten möchte man stracks hinknieen, und ihn, so sehr er auch noch Mensch wäre, als einen Engel Gottes anbeten. O! möchten es doch alle wissen, fühlen und glauben! O! möch

ten sie doch die Vorzüge, wohl thun zu können, zu ihrer höchsten Fürsten-Lust machen, und reichlich säen, um dereinst um so frölicher zu erndten!

* *

Von dieser Temperaments- oder sogenannten Herzens-Güte ist aber die Mode-Tugend der Artigkeit, Höflichkeit, sogenannten Herablassung, und wie diese Firniß-Künste mehr heissen können, wohl zu unterscheiden. Ein Fürst kann sehr höflich, und dabey in hohem Grade falsch seyn; so wie hinwiederum ein anderer kalt, trocken, nichts weniger denn artig, nach Befinden auch wohl grob, und doch nach seinem innern Werth ein köstlicher, edler, güldener, in allen seinen Reden und Handlungen wahrhafter Mann seyn kann.

* *

Ohne ein übertriebener Laudator temporis acti zu seyn, so kann man doch mit Wahrheits-Grund sagen: So, wie jetzt, war's vor Zeiten nicht! Die deutsche Treue, Biederkeit, Ehrlichkeit war sonst das höchste Lob eines Fürsten, war sonst eine National-Tugend, gegen über der sonst eben so verschrieenen Gallica fide. Wo ist sie noch zu finden?

Zwar hat der Himmel uns nicht so weit über-
geben,
Daß von der alten Zeit nicht theure Reste
leben.

Haller.

Aber im Ganzen ist nicht nur der Geist von uns gewichen, sondern die Form ist so gar verloren gegangen. Sonst tranken unsere Fürsten miteinander, besoffen sich auch wohl in Pocalen, machten zusammen beym Becher der Freude Brüderschaften und schlichteten beym Wein ihre Händel und Streitigkeiten; jetzt trinken Ihro Liebden meistens alle Wasser oder ein Gläsgen Liqueur, hingegen zanken und betrügen sie sich um jede Kleinigkeit. Sonst kamen sie häufiger in Selbst-Person zusammen und dann drückten und schüttelten sie sich einander die Hände; jetzt, wenn ja diese Zusammenkünfte noch geschehen, wie man die neueste große Beyspiele von K. Joseph II. im Lager zu Neisse und zu Cherson, und von seinem Nachfolger zu Pillniz hat, so embrassiert und complimentiert man sich auch noch in die Wette; jeder sinnt aber zugleich am ernstlichsten darauf, wie er den andern aushohlen und später oder früher überlisten könne? — Ich übergehe,

was noch mehr über diesen fruchtbaren Text gedacht werden könnte, und wiederhole nur noch ein wahres Wort, das Waser *) sagte: Das Gerade, das Natürliche, das Menschliche wird heut zu Tage aller Orten so sehr ins Politische, Kleine, Herrschsüchtige und Eigennützige verwickelt, daß es im Großen und im Kleinen von diesem Strickfaden erdrosselt wird, und für diesen gnädigen Tod, der ihm angethan wird, noch danken soll".

* *

Wenn man einen Fürsten gut nennt, so ist's nicht just beziehungsweis auf den Menschen, sondern auf den Fürsten, unter denen, im Verhältniß gegen ihre Anzahl, noch immer so viele schlimme, kurzsichtige, schwache und Alltags-Menschen sind; wenn er auch nur dieß Lob eines guten Fürsten verdiente, wie ein tiefdenkender und launigter Mann †) einen dieser Gattung

---

*) Ueber Hudibras p. 183.

†) In: Meines Vaters Haus-Chronik, 1790. S. 70. Starb Fürst ** am Jagdschnupfen. Er klagte über Stockschnupfen, gieng doch auf die Jagd und gab den zweyten Tag seinen Geist auf. Das heiß ich einen gewaltigen Jäger! Doch Friede seiner Asche! Er war ein braver Mann und jagte, wenn er gleich

geschildert hat, so wenig er auch übrigens zum Muster angeführt werden dürfte.

* *

Er ist, das mag das zweyte Lob seyn, ein gerechter Fürst; ein erhabenes Lob, wenn man es einem Könige oder Fürsten beilegen kann.

Um aber solches mit voller Wahrheit zu verdienen, muß ein Herr nicht nur gegen andere, oder gegen einzele Stände, wie Friedrich der Große in der Müller-Arnoldischen Sache, sondern gegen sein ganzes Volk gerecht seyn.

Es muß eine gerechte Handlung nicht nur in einer Anwandlung von Laune geschehen, sondern diese Liebe zur Gerechtigkeit muß ein schöner Zug, wie die großen Initial-Buchstaben in einer Hand- oder alten Druckschrift, durchs ganze Regenten-

indessen etwas viel Gescheuteres hätte thun können, eben doch nur Wölfe, Schweine und Hirsche, seinem Volk zum Besten. Hätt's freilich durch seine Jäger eben so gut thun lassen können; aber er wollt's halt selber thun. Da sagt nun keiner von allen Zeitungs-Trompetern: Fürst ** war ein guter Mann. Hätt' er Menschenjagd getrieben, so würden die kleinen Kerls alle, die so gern vom großen Mann reden, getrompetet haben: Fürst ** war ein großer Mann. Warum denn das, ihr kleinen Männlein? Weil er euch Zeitungs-Artikel lieferte? So!

Leben durch seyn. Ich war selbst Augenzeuge, daß ein sonst gewaltthätiger, jähzorniger und von vielen Seiten böser Herr, in einem Rechtstreit mit einem armen Closter, gegen das zweifelnde Gutachten seiner Augendiener im Geheimen Rath und der Regierung, wider sich selbst sprach, und nicht nur alle fernere Eigenmächtigkeiten abzustellen, sondern auch allen bisherigen Schaden zu ersetzen befahl. Die Handlung war um so löblicher, da der Streit eine Waldung betraf, deren dieser Fürst in seiner damaligen Lage gar sehr bedurfte. Diese Handlung floß aus einem bloßen Gerechtigkeits-Gefühl, wo nicht gar aus Fürstenstolz, weil er's zu tief unter sich hielt, sich mit einer Hand voll Mönche herum zu zanken.

* *

Ein gerecht heissen wollender Fürst muß eine reine unpartheyische Gerechtigkeit, ohne Ansehen der Person oder Sache, sich zur wesentlichen Pflicht seines hohen Amts seyn lassen. Es muß stets eine ganze, nie eine halbe oder gemischte Gerechtigkeit seyn; ohne Vorliebe vor begünstigte Personen, ohne Vorurtheil vor in Schutz nehmende Meinungen und Sachen. Die Devise: *Suum cuique*, muß nicht nur in Kupferstichen oder auf

Ordens-Sternen zu lesen seyn, sondern sie muß in Thaten selbst erscheinen.

So habe ich auch einmal den traurigen Fall unter meinen Augen und in meinen Händen gehabt, da einem Fürsten der Muth entfallen war, eine wissentlich begangene und ihn beängstigende Ungerechtigkeit blos darum nicht wieder gut zu machen, weil er sich fürchtete, derjenige, auf dessen Anrathen und Trieb er unrecht gethan hatte, möchte ihm dieses Zurückziehen durch Entziehung anderer Vortheile entgelten lassen.

* *

Vorzüglich muß ein König oder Fürst, der gerecht gepriesen seyn will, gerecht gegen sich selbst, gegen seine Lieblings-Neigungen und Leidenschaften, gegen seinen Stolz, Hochmuth, Ehrgeiz, Geldgeiz, Habsucht, Vergrößerungssucht, gegen die Gelüste und Versuchungen seines eigenen Geistes und Cabinets-Politik seyn. Sonst wird aus der vorgeblichen Gerechtigkeit niemals Regel, sie bleibt immer nur Ausnahme. Die Forderung ist stark, deren Erfüllung aber ist nicht ganz unmöglich, so lange die Geschichte noch Beyspiele von ganz gerechten, auch gegen sich selbst gerechten Königen und Fürsten aufzuweisen

hat, so sehr auch, leider! das Wort allgemeiner und wahrer ist, das ich lieber durch die Feder des Republikaners Bayle *) sagen lasse, als selbst ausspreche. Ich sage hier nur so viel: Man kann ein großer Mann, und doch weit gefehlt seyn, um auch mit Grund ein gerechter Fürst heissen zu können. Wer den Beweis dazu verlangt, der suche ihn nur nicht auf der Landcharte von Polen.

* *

Eben so wahr ist es aber auch durch die laute

*) En conversation Agesilaus ne parloit que de justice: c'étoient les plus beaux discours du monde, que les siens. Entendant dire qu'une certaine chose etoit agreable au grand Roi (de Perse): *Par où est-il plus grand Roi que moi, s'il n'est plus juste?* demanda-t-il. Voila une belle Theorie; mais la Pratique n'y repondoit pas, lors qu'il s'agissoit de son Roiaume. Je veux croire, que pour des interêts particuliers il n'auroit pas facilement contrevenu à ses lumieres: et c'est par là que je pretens *qu'il avoit l'Esprit et la Religion d'un Souverain.* Combien y a-t-il des Rois et des Princes zélés pour leur religion, équitables et honnêtes de leur personne? Mais s'agit-il de nuire à leurs ennemis, ils suivent tous, ou presque tous, les maximes de Lacedemone. Ce seroit, je crois, un livre de bon debit, que celui de *la Religion du Souverain;* il feroit oublier celui de *la Religion du Medecin.* Diction. v. Agesilaus.

Beystimmung der ganze Geschichte, daß die ärgsten Tyrannen, die schlimmsten Despoten, oft die strengsten, schnellsten, wo nicht allemal die reinsten, Justitiarii gewesen sind; gleichfalls ist's wahr, daß, wenn man einen Schwächling von König über nichts anders mehr zu loben sich getraute, man ihn, wie Ludwig XIII. in Frankreich, noch Ehren und Schanden halber Louis le Juste benannte; den Mann, unter dem so viele würdige Patrioten, so viele unschuldige Männer, dem Ehrgeiz und der Rachsucht eines Richelieu aufgeopfert wurden.

* *

Das dritte Lob eines Königs und Fürsten könnte seyn: Er ist weise. Was Weisheit heisse? wissen wir Alten noch aus den Psalmen des längst aus der Mode gekommenen Jüdischen Königs David, der in seiner Einfalt die Furcht des Herrn zu der Weisheit Anfang rechnet, und sogar zum Preis ein ewiges Lob darauf setzet; die Jüngern aber lernen solches aus allen Wörterbüchern, Encyclopädien, Almanachen und Compendien, bis auf Kant, den neuesten Fürsten der Philosophen, salvo beneficio Ordinis der noch größern Nachkommenden.

Was ehedem ein weiser Fürst genennt ward, zeigt uns die Geschichte, die uns belehret, daß, bey allen dieses Lobes Würdigen, Herzens-Güte mit Verstandes-Klugheit immer innig vereiniget war.

Was man heut zu Tage unter einem weisen Fürsten verstehen müsse und könne? weiß ich nicht — und nur so viel, daß viele der jetztlebenden an der Herz- oder Kopflosigkeit, manchmal an beyden zugleich, krank liegen, und daher, wenn dieses Uebel gar epidemisch werden sollte, gar sehr zu besorgen sey, daß das alte Sprüchwort: Mundus parva sapientia regitur, oder nach der Vermehr- und Verbesserung eines andern großen Gesellen: Mundus Dei sapientia et hominum stultitia regitur, auch im künftigen Jahrhundert Wahrheit bleiben werde.

* *

Wenn man über die siebenzig Jahre hinaus ist, so fällt es immer schwer, alter Vorurtheile und Aberglaubens sich zu entwöhnen. Von der Großmuth meiner Zeitgenossen verhoffe ich aber mit einiger Zuversicht, daß sie einen Greis, wenn er auch radotirte, einige Pinselstriche eines Ideals zu gute halten werden, wornach er sich einen

weisen Fürsten, freilich nur nach altem Schrot und Korn, gedacht hat.

Ein weiser Fürst wäre nach diesen Umrissen forderst der, der dieß unter allen Fürsten-Ehren für die gröste hält, Gottes Stellvertreter unter den Menschen, Gottes Mitarbeiter zu ihrem zeitlichen und ewigen Glücke zu seyn;

der sich daher, ohne sich auf seinen Verstand allein zu verlassen, vor Gott, dem Allerhöchsten, demüthigen und Ihn um Weisheit bitten mag;

der seinen Stand als ein ihm von Gott zu dereinstiger Verantwortung anvertrautes Amt und Beruf erkennt;

der die Religion mit seinem eigenen Beyspiel ziert;

der keinen Verfolgungs-Geist,

wohl aber den Geist weiser Duldung hat;

der Bauch-Pfaffen, Miethlinge und Maulschwätzer von wahren Dienern des Evangelii zu unterscheiden weißt,

der mit dem Geist seiner Zeit in Wachsthum der Kenntniß jeder heilsamen Wahrheit fortschreitet;

der überhaupt Wahrheit, auch unangenehme, grob gesagte, aber aus treuem Herzen fliessende, Wahrheiten vertragen kann;

der mäßig von sich selber denkt,

der auf seinen guten Nahmen hält,

der Lügner und Schmeichler haßt und flieht;

der weise Leute sucht und ehrt, und ihrem Rath folgt;

der auf die Volksstimme achtet und sie respectirt;

der zu jedem guten Zweck auch die besten Mittel wählt;

der Verdienste sucht und belohnt, wo er sie findet, ohne Ansehung der Stände;

der nicht nur über Recht, Gerechtigkeit und Ordnung, sondern auch über die Reinigkeit der Sitten wacht;

der das Gleichgewicht der Stände, zwischen Hof, Adel, Soldaten und Bürger zu erhalten weiß;

der die Wissenschaften zwar befördert; zwischen bloßer Gelehrsamkeit, und nützlichen, oder blos angenehmen Künsten aber den gerechten Unterschied beobachtet;

der alle seine Unterthanen als seine Kinder, seine Landstände aber, wenn sie es anders verdienen, als seine angebohrne Freunde betrachtet;

der

der die Zeichen seiner Zeit bedenkt und zu berechnen versteht;

der sich nicht in fremde Händel mengt, sondern um so angelegener sein Reich oder Land wohl zu regieren sucht;

der mit seinem Stand und mit dem besitzenden Grad der Gewalt, Macht und Ansehens zufrieden ist, und sich an der Lehre: Spartam, quam nactus es, orna, begnügen läßt;

der daher nicht höher fliegen will, als ihm die Federn gewachsen sind;

der sich nicht von Weibern, Favoriten und Ministern regieren, führen und verführen läßt;

der nicht aus Eitelkeit oder aus Gewinnsucht ein größeres Militare unterhält, als wahre Noth und die Sicherheit seines Landes erfordert oder dessen Kräfte gestatten;

der folglich die Unterthanen nicht wie Waaren oder wie sein Mast- und Schlachtvieh ansieht, um sie an den Meistbietenden zu verhandeln;

aber auch dagegen keine Pasteten-Regierung begünstigt, weils am Ende eins ist, ob ein Land von unnützen Soldaten oder müßigen Junkern aufgezehret wird;

der, um Anfang und Ende mit Einem Wort

zusammen zu fassen, lebendig in sich überzeugt ist, daß er ohne Gott, dem Stifter aller obrigkeitlichen Gewalt, und ohne sein Volk, es mag nun durch Erblichkeit oder durch Wahl geschehen, Nichts ist, als jeder anderer Mensch, vom Weibe gebohren.

* *

Doch laßt uns billig seyn, ohne mehr zu fordern, als was unsere Herren nach ihrer Erziehung *), nach ihren Vorurtheilen und nach dem Geist ihrer Zeit, der eben so wohl seine Abwechslungen und Launen hat †), leisten können und wollen, auch wie weise sie nach ihrer Lage, Bedürfnissen und Verhältnissen mit andern seyn dürfen. Denn, wie so Vieles andere in der Welt,

---

*) Das ist so einer von den Fällen, wovon die Frau von Maintenon im Jahr 1699. ihrem vertrauten Freund, dem Cardinal von Noailles, schrieb: Le Roi ne veut point les trois mots, sous les quels j'ai tirè une ligne; c'est une suite de la naissance et de l'education, *qui se derobe toujours à la verité et qui croit anéantir les choses en n'en parlant pas.*

†) Die Vorfahren unserer Fürsten sündigten durch die große Gleichgültigkeit gegen das Glück ihres Volks; die unsrigen durch die Voreiligkeit mit der sie pflanzen wollen, statt den Boden zu bereiten. Von Ungern-Sternberg Blicke in die moralische Welt. S. 188.

so ist auch die Weisheit nur relativ; sie hat ihre Grade und Abstufungen von Salomo dem Ersten und Zweyten an, bis zu dem nur mit dem ganz schlichten und gemeinen Menschen-Verstand grossen oder kleinen Herrscher. Ja Salomo *) hat ein Wort hinterlassen, das man manchem seiner Königlichen Nachkommen ins Herz und über seine Cabinetsthüre schreiben möchte: Sey nicht allzuweise, daß du nicht verderbest. Mittelgut, möchte man wohl sagen, ist also auch hier das Beste.

Ich habe selbst aus dem Munde eines alten erfahrungsreichen Ministers, der seine Verwunderung, ja Erstaunen, gegen mir bezeugte, wie zuweilen sein nichts weniger als für einen weisen Mann geachteter Fürst, mitten unter den verwickeltesten Geheimen-Raths-Berathschlagungen, mit seinem Einfall dazwischen gestolpert, und meistens allemal den rechten Punkt getroffen hatte. Das war, erwiederte ich, der Sieg der hohen Einfalt über seine Klugheit.

* *

Bey aller Gefahr, gegen den guten Ton, ge-

---

*) Im Prediger VII, 17.

gen feinere Lebensart, ja fast gegen den Sprachgebrauch selbst, anzustoßen, kann ich mich doch nicht erwehren, diesen des Lobens werthen Eigenschaften die Tugend der Gedult beyzugesellen, indem ich einen gedultigen Fürsten für einen sehr ehrwürdigen Mann halte.

Die Sache selbst war zu allen Zeiten da; denn wo hat je ein Mensch auf Erden gelebt, ohne Gedult nöthig gehabt zu haben? Nur war sie bey Königen und Fürsten unter andern Nahmen da, weil man sie nur vor eine gemeine Bürger- und Bauren-Pflicht, aber nicht vor eine Herrscher-Tugend hielt *). Daher erschien sie auch unter dem prächtiger lautenden Prädicat von

---

*) Ein einiges, hundert Gemeinplätze aufwiegendes, von einem großen, wohl geprüften König herrührendes, Selbst-Bekenntniß muß man doch hiebey ausnehmen, da Friedrich II. in Preußen im Jahr 1768. an seinen philosophischen Freund d'Alembert schrieb: „Der Fürsten Gedult muß eben so wohl geprüft werden, als die Gedult des Privat-Mannes, weil sie aus einerley Leimen geknetet sind". Und schon einige Jahre vorher 1762. an seinen vertrauten d'Argens: „Kurz, ich glaube, von Ewigkeit her dazu bestimmt zu seyn, daß ich in meinen alten Tagen meine Gedult auf alle mögliche Art geprüft sehen soll. Herr! dein Wille geschehe"!

Herzens-Güte, Großmuth, Philosophie, Beständigkeit, Seelen-Größe u. d. gl. Von einem gedultigen Fürsten, ausser höchstens bey Leichen-Predigten, sprechen zu wollen, würde wohl hie und da vor einen Eingriff in seine Landes-Hoheit, wo nicht gar des Westphälischen Friedens, gehalten worden seyn. Es gieng den Fürsten mit der Ungedult, wie dem Lord Chesterfield, der in einem Brief an seinen Sohn Stanhope vom Jahr 1765. *) die Gicht für die Krankheit eines Edelmanns ausgab. So auch wird wohl die Ungedult nur ein Königs- und Fürsten-Recht seyn dürfen.

* *

O wüßten die Götter der Erde, oder wollten sie es wissen, daß sie durch Gedult ganz vor-

---

*) „Ich habe Schmerzen in Beinen, Hüften und Armen; ob sie von Gicht oder Flüssen herrühren, das weiß Gott. Mich deucht aber, beyde fehlen miteinander, ohne daß sich der Streit für eins von beyden erkläret. Ich wollte nur, die Gicht gäbe sich zu erkennen, denn sie ist die Krankheit eines Edelmanns; hingegen Flüße sind die Krankheit eines Miethkutschers oder Sänftenträgers, die genöthigt sind, sich zu allen Stunden bey aller Witterung herauszumachen". In seinen Briefen IV. Band. S. 87.

züglich das Bild Gottes, ihres höchsten Oberherrn, als seine Repräsentanten, tragen; daß darinn erst die wahre Weisheit und ächte Größe besteht! Denn, wenn es auch Salomo und Syrach nicht so oft und so schön gesagt hätten:

Wer gedultig ist, der ist weise.

Ein gedultiger stillet den Streit.

Ein Gedultiger ist besser, denn ein Starker, und der seines Muths Herr ist, denn der Städte gewinnt.

Ein gedultiger Geist ist besser, denn ein hoher Geist.

Es ist ein köstlich Ding, gedultig seyn und auf die Hülfe des Herrn hoffen u. s. w.

Und wenn alle diese Schriften längst untergegangen wären, so würde es doch eine durch tausendfache Erfahrungen bestätigte ewige Wahrheit bleiben.

Welch schöner, heher und heiliger Anblik! einen demüthigen, nicht nur gedemüthigten, sondern sich unter die Hand Gottes, des Allmächtigen, willig und tief beugenden Monarchen oder Fürsten zu sehen! Die Geschichte hat uns das Andenken davon in verschiedenen ältern und neuern Beyspielen aufbehalten; und es ist zu

hoffen, daß diese Art noch nicht ganz ausgegangen sey. Gott weißt es am besten, der das Verborgene der Herzen durchforscht, und die Viele der jetzigen Johannes *sine terra* kennt. Die Folge ihres Lebens wird zeigen, was für Früchte sie bringen werden.

* *

Gedult setzt aber Gottes-Kenntniß, Selbst-Kenntniß, Menschen-Kenntniß und Demuth voraus — und daran fehlt es bey vielen Königen und Fürsten offenbar. Nach Gott fragen sie nichts; sich selbst zu kennen sind sie zu eitel und zu voll von Eigenliebe; Menschen genugsam kennen zu lernen, sind sie zu faul oder beurtheilen sie nur nach sich selbst, und gegen Demuth sträubt und empört sich ihr philosophischer oder auch unphilosophischer Stolz. Da sie von ihrer Wiege an nur allzusehr gewöhnet werden, ihren eigenen Willen und wenige oder gar keine Gedult zu haben, und daher auch in dem Fortgang ihres Lebens, jeden Anblick oder Vorstellungen menschlicher Noth und Elends mit dem leichtsinnigen Ausspruch wegschütteln: Er muß Gedult haben; da sie einen, dem sie nichts Gutes erzeigen, aber auch nichts roh' abschlagen wollen, mit der kal-

ten Sentenz abfertigen: Zur Gedult verwiesen — und dieses immer wiederholen, so oft und so lange, bis der Leidende durch Erlösung aus aller Noth keine Gedult mehr nöthig hat.

* *

Wenn ein Herr als gedultig gepriesen werden soll, so muß er keine bloße Temperaments-Eigenschaft, sondern die Tugend eines verständigen, über sich selbst wachenden, gegen seine Neigungen, Leidenschaften, auch wohl Heftigkeit und Zorn streitenden und sie besiegenden Fürsten seyn; sonst ist es das unverdiente Lob einer solchen Schlafmütze, wie K. Friedrich III. *), oder der noch unwichtigere Ruhm von der Gelassenheit und Sanftmuth Kayser Leopolds I. des größten Phlegmatikers seiner Zeit, den weder die Spottgeissel des bekannten Pater Abrahams von S. Clara aus

---

*) Grünbeck in dem Leben K. Friedrichs III. „Er ist gegen den Nachreden und Schmachworten, so ihm in das Angesicht oder sonst heimlich sind zugefügt worden, also mildsam und sanftmüthig gewesen, daß, ob auch einer die Kayserlich Majestät verlezt darum er den Hals verfallen wäre, er nichts anders gehandelt, dann gesagt: Die Zungen wären von Natur gefreyet; man möcht sie auch frey nutzen und brauchen, sie wären auch mit keiner Ketten der Gesetz gebunden".

seinem Seelen-Schlaf erwecken, noch die Sturmglocke auf St. Stephan zu Wien erschüttern konnte.

* *

Ueberhaupt ist, wenn man von der Gedult der Könige und Fürsten sprechen will, von keinen Leiden, Beschwerden, Ungemächlichkeiten, u. s. w. die Rede, die sie als Menschen entweder selbst auszustehen, oder mit andern Erdensöhnen gemein haben, sondern nur von solchen, die sie als Herrscher berühren, und sie wegen führenden Regenten-Amts zu tragen und zu dulden haben. Wie viele, Große und Kleine, würden sich zu allen Zeiten alsdann in dem Fall befinden, dem König Friedrich II. in Preußen das Wort nachzusprechen: Ich bin nicht König für mein Vergnügen! Wie viele Bände könnte man damit anfüllen, wenn man nur aus der Geschichte des Regenten-Lebens etlicher Könige oder Fürsten die Thatsachen ihrer Gedult mit wirklichen Beyspielen belegen wollte. Dieses würde eine eigene, hieher nicht gehörige, weitläuftige Abhandlung erfordern. Um aber doch nur mit einigen Pinselstrichen die Wichtigkeit und Gerechtigkeit des Lobes eines gedultigen Fürsten anzudeuten, so mag einstweilen die bloße Skizzirung dieses Bildes genügen.

* *

Der erste und schwerste Fall von der Geduld eines Regenten ist wohl das Gefühl seiner eigenen Schwäche und Untüchtigkeit zu würdiger Führung seiner Regierung, wenn er entweder, wie von dem Marggrafen Christian Ernst zu Brandenburg-Culmbach erzählt wird, Gott mit Thränen in seinem Gebet klagen muß: Daß ihm seine Räthe zu gescheud seyen; oder, wenn er am Ende seines Laufs, wie Pabst Adrian VI. selbst befehlen muß, auf seinen Sarg zu setzen: *Adrianus VI. hic situs est, qui nihil sibi infelicius in vita duxit, quam quod imperaret.* Doch dieß sind alles Fälle aus den vorigen Jahrhunderten, die in unsern erleuchteten Tagen nicht mehr vorkommen; seitdem man von nichts als angebohrner Weisheit, und angestammten fürstlichen Tugenden weiß, und den Göttern der Erde die Ohren so voll schwatzt, daß endlich der größte Schwachkopf davon übertäubt wird, an seine eigene Thorheiten glauben zu müssen, und sich, je schwächer und dummer er ist, wirklich weise zu seyn, wähnt.

* *

Zur Ehre unserer Zeiten könnte man wohl sa-

gen: Daß wenigstens die Erziehung der meisten Fürsten an ihrer Unwissenheit und Untüchtigkeit zu ihrem künftigen Regenten-Amt unschuldig sey. Sie wissen ehender zu viel als zu wenig; und der Fall des guten Kaysers Maximilians I. der so tief über seine Unwissenheit der lateinischen Sprache trauerte, kann unsere Tage nicht mehr treffen, da unsere gnädigste Herrn nur Französisch reden und schreiben, und es keine Seltenheit mehr um einen deutschen Fürsten ist, der nicht einmal ein in seiner eigenen Landessprache geschriebenes Buch zu lesen vermag, oder einen deutschen Brief und Aufsatz ohne Hülfe seines Deutsch-Franzosen versteht. Wenn jedoch ein Ludwig XVI. über seine schlechte Erziehung unter der Leitung des Herzogs von Harcourt selbst klagen mußte, so ist dieß weniger zu verwundern, weil, schlecht erzogen zu werden, von jeher ein Königliches Privilegium gewesen ist.

Wenn aber auch in der ersten Grundlage ihrer Erziehung nichts versehen oder verabsäumet wird, so werden sie durch die frühe Vorliebe für den Militairstand und durch den frühzeitigen Eintritt in denselben, vor der Zeit wieder hart. Am schlimmsten aber ist, wenn sie sich gar Helden

geworden zu seyn einbilden. Der wahre Held allein ist geschmeidig und gedultig; nicht so der Corporal-Fürst.

* *

Wie unzählig mehreren Gedults-Uebungen, denn irgend ein Privat-Mann, ist ein großer oder kleiner Regent durch seinen bloßen höhern Stand und durch die Etiquette seines Hofs ausgesetzt! Ein König in Spanien mußte halb lebendig verbrennen, eine Königin mußte sich bey einem Sturz vom Pferde fortschleppen lassen, weil die zu ihrer Rettnng nach der Rangordnnng berechtigte Personen nicht gleich zugegen waren. Ein König in Frankreich kann seine Leibbedienung nicht selbst wählen, sondern muß lauter eingekaufte Leute um sich leiden; eine Königin darf nicht einmal ein ihr noch so angenehmes Kleid, um ihrer Hofdames und Cammerleute willen, länger denn ein Vierteljahr tragen. Der philosophische Herzog von ** reißte in seinem Land und von einem Lustschloß zum andern gerne allein oder nur mit einem kleinen Gefolge; seine Junkern stellen ihm aber vor, daß dieses unter seiner Würde und wider alle Etiquette wäre, und der gute schwache Mann glaubts, daß eine Größe

hinter dem lange nachschleppenden Schweif verborgen sey, und folgt ihnen. Wie lästig ist für einen freyen Geist überhaupt der Zwang des Ceremoniels! Wie oft mußten sie sich ehedem, noch öfters als heut zu Tage, aber doch bey großen Feyerlichkeiten noch jetzt, lange und abgeschmackte Orationen vorleyren lassen; und wie reichlich erfahren sie in tausend ähnlichen Gelegenheiten die Wahrheit des Sprüchworts: Je größer die Würde, je schwerer die Bürde!

Seit Friedrich Wilhelms I. Friedrichs II. und Josephs II. Zeiten sind unsere Großen auf das entgegen stehende andere Ende verfallen und haben sichs wenigstens vor ihre Personen leichter und gemächlicher gemacht, wenn sie auch zum äussern Schein die schlecht genug besoldete oder gar nur betitelte vornehme Hofämter beybehalten haben. Kleinere Potentaten habens je länger je mehr jenen Monarchen nachgeahmt; um sich aber an ihrer Hoheit nichts zu vergeben, behielten sie oft bey ihrem Aufenthalt an größern Höfen, nach dem Muster sparsam reisender Könige, die Maske des Incognito bey. Auch dieß, (so schwer ist's, die Mittelstraße allemal zu treffen), ward ihnen allmählig zur Last; sie reisen jetzt lieber so

schnell, nnd gemeiniglich so leicht dabey, wie ein Courier.

* *

Wie schwer ist das gewöhnliche Loos aller Könige und der mehresten großen Fürsten, daß sie nicht nach eigener Wahl und Neigung heurathen können und dürfen, sondern nach Staats-Interesse, nach dem Willen und Befehl ihrer Väter und Vormünder, nach betrüglichen Porträten, nach dem Gutfinden eines ehr- oder geldgeizigen Ministers, nach geographischen Absichten, nach Intriguen, und auf Empfehlungen von andern, dieß wichtige unauflöslich seyn sollende Band schließen müssen. Es geräth aber auch mit einer solchen erzwungenen oder erkünstelten Liebe darnach, und ist noch immer von Glück zu sagen, wenn sich nur einer von beyden in ein solches Joch zusammen gespannten Theilen zu Tode grämt. Doch sie wußten sich, von beyden Seiten, zu allen Zeiten zu helfen; und dieser Fall ihrer Geduldsübung gehörte wohl von jeher unter die seltenen.

* *

Schrecklicher und härter, zum Glück aber auch rarer, ist derjenige Fall, wenn ein Prinz zum Unglück gebohren und prädestinirt ist, wie der

unglückliche Iwan in Rußland, oder als ein Jüngling zum Cronenträger gezwungen wird, wie Peter III. um hernach desto gewisser ermordet, oder wie Iwans Vater und Brüder ins Elend geschickt zu werden; oder, wenn er bey männlichen Jahren das Spiel fremder Mächte seyn, mit oder ohne seinen Willen den Thron, dem er nicht gewachsen ist, und den er doch nicht wieder verlassen darf, besteigen muß, wie Carl VII. aus Bayern und die beyden Stanislaus in Pohlen, und am Ende, nach Noth, Sorgen und Gram ohne Zahl, sich von seinen eigenen Bundsgenossen verrathen, von seinem eigenen Volk und Freunden verlassen, von Wenigen bedauert, und von den Meisten verachtet wird; wenn er, von der Last der Crone und seiner eigenen Indolenz zu Boden gedrückt, um eines ehrgeizigen Weibes willen, den schon verlassenen Thron wieder einnehmen muß, wie Philipp V. in Spanien um seiner herrschsüchtigen Farnese willen thun mußte; oder wenn er gar ein erzwungenes Testament machen und seine Staaten oder sein Reich einer gehässigen Familie, wie Carl III. in Spanien, überlassen, oder, wie Gaston von Florenz, bey lebendigem Leibe seinen Todtenwärter um sich sehen muß.

* *

Wenn ein tugendhafter Monarch, ein verständiger Fürst, lauter schlechte Menschen, Verschwender, Thoren, Schuldenmacher, Goldmacher, sittenlose Religionsspötter u. s. w. zu Vorfahren gehabt hat, und nun, wie der unglückliche Ludwig XVI. oder ein deutscher Fürst, durch eine Kayserliche Debit-Commission für alle ihre Verschuldungen büssen muß.

* *

Oder, wenn der bessere Nachfolger, nach einer einzelen, aber langen und despotischen Regierung, sein Reich oder Land durch ungerechte Kriege entvölkert, sein Volk verwildert, in seinen Grundsätzen vergiftet, in seinen Sitten verdorben, gegen die Religion spottend und kalt, mit einer pestartigen Menschen-Gattung überschwemmt sehen muß: Oder, wenn ein großer Mann, wie Peter I. in Rußland, einen ausgearteten und irre geführten Sohn zum Nachfolger hat, von dem er vorher weiß, daß er alle Werke seines Geistes und Fleisses wieder vernichten und zertrümmern werde.

* *

Wenn ein König oder Fürst bey aller Weisheit seiner Absichten, bey aller innern Güte und Vortreflich-

trefflichkeit seiner Plane, von seinem eigenen Volk und dem Publicum verkannt, widersprochen und getadelt wird; wenn er sehen muß, daß seine besten Anschläge scheitern, wie es Joseph II. mit der Reforme in den Niederlanden und mit Verbesserung des Reichs-Justiz-Wesens ergangen ist; wenn er endlich sieht, daß ers nicht zwingen kann, sondern, um nur Uebel nicht ärger zu machen und gar Rebellionen zu erwecken, selbst nachgeben und seine Befehle und Anstalten, wie Joseph II. in Ungarn, wieder zurücknehmen, ja denen Widersetzlichen, um sie nur zu besänftigen, zuletzt noch gute Worte geben, ihre Vorwürfe aber dulden und verschlucken muß; wenn er die allmälig in die ganze Verfassung eines Reichs eingewebte und durch dessen Grund-Gesetze vollends sanctionirte Mängel, Gebrechen und Mißbräuche gerne verbessern oder gar abschaffen möchte, und durch seinen Eyd, oder durch seine eigene Reichs- und Landstände daran gehindert wird, oder, um seiner eigenen Ohnmacht und Unkraft willen, nicht kann und nicht darf; überhaupt, wenn er um der Noth der Zeiten willen nicht nur gegen seine Neigung und Ueberzeugung, sondern auch gegen seine son-

stige Grundsätze handeln und der höhern Gewalt weichen muß.

* *

Doch diese und andere ähnliche von aussen her sich zudringende Gedult-Proben sind zwar drückend und niederbeugend; vor einen feurigen, raschen, kühnen und unternehmenden Herrscher-Geist bleibt aber allemal die schwerste Lektion die Gedult, die er mit sich selbst haben muß: Wenn sie, um nur einige Winke davon anzugeben, gerne zugleich säen und erndten wollen, wie man Friedrichs des Großen Handlungs-Projecten nicht ohne Grund Schuld gegeben hat; wenn sie pflanzen wollen, ohne den Boden vorher zubereitet zu haben, oder drauf los bauen, ohne erwarten zu wollen, bis sich das Erdreich und die Mauern gesetzt haben; wenn sie keine Fremde in ihren Diensten haben, sondern aus National-Stolz mit ihren Landes-Eingebohrnen Solo spiezen wollen, ehe sie noch die Leute und Instrumente dazu haben; wenn sie ihre Raschheit damit bedecken wollen, daß sie so lange haben warten müssen; an welchem Verzug doch die menschlichen Postpferde unschuldig sind, daß sie nicht ehender eingespannt worden; wenn ein solcher Herr wider

Willen mit Ochsen fahren muß, weil er keine Pferde kriegen kann, und sich doch zu schwach fühlt, die gesammte Staats-Equipage allein zu tragen, wenn er aus Ungedult lieber Grund und Boden des Staats umkehren, alle alte Bäume ausrotten und lauter neue, eben so rasch wie er, lauter schönen geraden Wuchses, dafür einsetzen möchte, aber doch noch zu menschlich denkt, um so viele Unglückliche und es zu machen wie K. Joseph II. der, in Einem Jahr, 1700. alte Staatsdiener, die sich nach seinem Sinn schon überlebt hatten, auf Wasser und Brod jubilirt hat.

* *

Wie sehr sind in diesem Sinn die Cron- und Erbprinzen zu bedauren, welche die Zeit kaum erwarten können, bis auch ihnen die längst gewünschte Schäferstunde der Nachfolge schlägt; die sich bey Leibesleben ihres Vorfahren schlecht behelfen, lauter ihre Reden auffangende und alle ihre Handlungen beobachtende Spionen um sich, ein verschuldetes oder durch Krieg und andere Zufälle ruinirtes und entvölkertes Land vor sich, und zweydeutige Leute von Ministers etc. neben sich sehen müssen; die endlich in hundert, auch guten,

Sachen doch anders denken, als ihre Våter und Vorfahren u. s. w.

So gewiß alles dieses ist, so ein unlåugbares Glůck ist es vor jedes Reich, Haus und Land, wenn die Cron- und Erbprinzen erst in reifen Jahren zur Regierung kommen; erst ůber ihre Amt und Pflichten nachdenken, erst warten lernen můssen. Das Privilegium der gůldenen Bulle, welches die Chur-Prinzen, und das gleichmåßige einiger alt-fůrstlichen Håuser, das die Erb-Prinzen mit dem achtzehnten Jahr fůr regierungsfåhig erklårt, ist daher fůr die gesunde Vernunft empörend und konnte nur aus dem Gehirn eines herrschsůchtigen oder geldgeizigen Reichs-Ministers kommen, da die Natur seit Erschaffung der Welt keinen solchen Sprung gethan, um dem Knaben-Alter Manns-Weisheit beyzulegen.

* *

Wie ehrwůrdig, ja Gott åhnlich, diese Tugend einen Fůrsten mache, zeiget sich endlich in der Gedult, welche sie mit ihren Ministern, Råthen und Dienern haben; wenn sie nicht nur ihre Schwachheiten, Krånklichkeiten, Eigensinn, Eigenheiten, Gemåchlichkeiten, Trågheiten, Zer-

streuungen, üble Launen u. d. g. um ihrer übrigen guten und brauchbaren Eigenschaften willen ertragen, und sich das: Nihil humani a me alienum puto, auch in Anwendung auf diese gesagt seyn lassen, sondern wenn sie in dieser Tugend so erstarken, daß ihnen Gedult zu haben endlich zu einer heiligen Pflicht und Gewohnheit wird.

Diese schöne politische Ehestands-Tugend erwirbt man aber nur in der Schule der Weisheit und langer geprüfter Erfahrung. Es wird vielleicht bey einer andern Gelegenheit die Rede davon seyn können, was für Gedult wir Untergebene unsers Unterthänigen Theils mit unsern allergnädigsten und gnädigen Herrn haben müssen; hier ist nur von Ihrer Gedult mit uns die Frage, und da steht die Regel fest: Der König, der Fürst, ist der Herr; und wir sind die Frau, es sey nun pro mutuo adjutorio, oder uns von ihm liebkosen oder plagen zu lassen.

* *

Wann die Gedult überhaupt eine hohe Tugend ist, so könnte man sie, in Hinsicht auf die Ministers, noch vorzüglich eine Königliche, eine Monarchen-Tugend nennen; nicht zwar in dem Sinn, wie der einfältige Ludwig XIII. in Frank-

reich, welcher an dem Cardinal von Richelieu noch einen König über sich hatte, und daher bey dessen Tod für Freuden ausrief: Gott lob! nun bin ich wieder König! Denn gewöhnlich wählen schwache Regenten noch schwächere Minister, von denen sie nicht fürchten dürfen, übersehen zu werden, und suchen die Stärkern nur aus Noth; wohl aber wie sich ein deutscher Kayser manchmal mit einem eigensinnigen Reichs-Vice-Canzler, Reichs-Referendar, deren Ernennung nicht von ihm abhängt, wie sich ein König in Pohlen mit seinem Conseil permanent, der in Schweden mit seinen Reichs-Räthen schleppen mußte, oder wie Catharina II. in Rußland die ewigen Jalousien zwischen ihren Generals und Ministern immer wieder ins Gleiche zu bringen suchen, oder ihren treuen, aber phlegmatischen, Grafen Panin über die wichtigsten Staatsgeschäfte fünf bis sechsmal wieder erinnern mußte; wenn er sich in der Wahl seiner Ministers versieht, und hernach mit Ehren, oder doch ohne Schande, Schaden und Unbilligkeit, nicht wieder loskommen, und am Ende gleichwohl, entweder, wie Ludwig XIV. mit seinem Minister Arnaud *) durchgreifen, oder

*) Die Schilderung, die K. Ludwig unter seiner eigenen

so lange mit ihnen wechseln muß, wie ein Kranker mit seinen Aerzten, bis er darüber stirbt; wenn er, wie in Engelland, einen Mann, den er persönlich nicht leiden kann, gleichwohl zum Minister nehmen, und seinen Königlichen Willen unter die Stimme des Volks beugen muß; wenn seine eigenen Grundsätze mit denen seiner Mini-

---

Hand von ihm machte, lautet freilich nicht günstig: „Im Jahr 1671. besetzte ich die erledigte Stelle eines Staats-Secretairs mit einem Mann, den ich nur aus seinen lange und mit meiner Zufriedenheit bekleideten Gesandtschaften kannte. Es fand sich aber bald, daß die ihm übertragene Stelle zu groß und zu viel umfassend war. Ich habe viele Jahre lang unter seinen Schwachheiten, Eigensinn und Mangel von Arbeitsamkeit gelitten. Es hat mir beträchtlichen Schaden gethan, und ich mußte vielen Vortheil entsagen, die ich sonst hätte haben können; und dieß alles aus Gefälligkeit und Gutheit für ihn. Endlich mußte ich ihm doch befehlen, seinen Abschied zu nehmen, weil alles, was durch seine Hände gieng, an der Größe und dem Nachdruck verlohr, die sich vor die Befehle eines Königs in Frankreich geziemen, der nicht unglücklich ist. Hätte ich ihn eher von meiner Seite geschaft, so hätte ich manche mir begegnete Unfälle vermieden, und würde mir nicht vorzuwerfen haben, daß ich durch meine Gefälligkeit gegen ihn dem Staat selbst geschadet habe". Memoir de Noailles. T. VI. p. 271.

sters contrastiren; diese ihm alles erschweren, wie dem K. Joseph II. und er selbige doch nicht entbehren kann; wenn er die besten Absichten hat, aber daneben Ministers, denen es entweder an Stärke der Einsicht und Klugheit oder an seinem eigenen Vertrauen fehlt; und was dieser Fälle unzählige mehrere seyn können.

* *

Es ist ein herzrührender Anblick, einen alten König oder Fürsten und neben ihm seinen Graukopf von Minister, einen Heinrich IV. und ihm zur Seite einen Sülly zu sehen; es ist erbaulich zu lesen, was Luther *) von einem ehemaligen Chur-Sächsischen Staatsdiener, der Alters halben seinen Abschied forderte, erzählet. „Friedrich von Thuna, Ritter", sagt er, „ein verständiger weiser Mann in Churfürst Friedrichs zu Sachsen Diensten, verlangte endlich seinen Abschied von seinem Herrn. Dieser antwortete ihm aber: Lieber Thun, du siehest, daß Regieren ein schwer Ding ist, und ich bedarf dazu geschickter Leute; ch kann deiner nicht entbehren; wiewohl es dein Alter nicht länger ertragen will, daß du zu Hofe

---

*) In seinen Tischreden, nach Lindners Auszügen II. B. S. 205.

seyest, so must du doch Gedult haben, gleichwie ich auch muß gedultig seyn. Denn wenn ich es nicht thun will und du auch nicht, wer wills denn thun? Darum kann ich dich nicht von mir lassen". Es ist lieblich zu hören, wenn ein Fürst (wie ich dieser Rede Zeuge bin) zu einem um sein Haus und Land verdienten Minister spricht: Wir sind alt miteinander worden; wir müssen beysammen bleiben, uns kann nichts als der Tod scheiden. So zärtlich nahm auch K. Joseph II. in seinen letzten Lebens-Stunden von seinem Kaunitz Abschied, unter dessen weisen Leitung Er selbst aufgewachsen war. Alles übertrift aber an tiefer Weisheit eine Bemerkung, die Friedrich II. in Preussen, als er noch Cronprinz war, in seinem Anti-Machiavell *) gemacht, von der man rühmen kann, daß er derselben in dem langen Lauf seiner Regierung meistens getreu verblieben sey: „Die Souverains", sagt er, „welche nicht Philosophen sind, werden leicht ungedultig; sie ereifern sich leicht über die Schwachheiten derer, so ihnen dienen; sie beungnaden sie, und machen sie unglücklich. Die Fürsten, welche tiefer

*) Cap. 22.

nachdenken, kennen die Menschen besser; sie wissen, daß sie alle das Gepräge der Menschlichkeit an sich tragen; daß nichts Vollkommenes in dieser Welt ist, daß große Eigenschaften gleichsam im Gleichgewicht stehen mit großen Fehlern, und daß ein Mann von Genie aus Allem seinen Vortheil ziehen kann. Aus dieser Ursache behalten sie, den einigen Fall von Untreue ausgenommen, ihre Ministers mit ihren guten und schlechten Eigenschaften, und ziehen die, welche sie einmal haben, denen vor, welche sie erst bekommen könnten; ungefähr so, wie geschickte Musiker ein Instrument, dessen Stärke und Schwäche sie einmal kennen, lieber spielen, als ein neues, dessen Güte ihnen noch unbekannt ist".

* *

Sollte man zum Schluß dieser Betrachtung die Frage aufwerfen: Ob die vorigen oder die jetzigen Könige und Fürsten mehr Geduld üben müssen? so möchte die Wagschaale ziemlich im Gleichgewicht stehen; die einigen Plagen und Hudeleyen ausgenommen, welche vor Zeiten die deutschen Könige und Fürsten, zum Theil in schrecklichem Maaße, von den Päbsten und der übrigen Clerisey zu erdulden gehabt haben.

Wenn man aber die ungeheuern Lasten und Sorgen im Ganzen überdenkt, welche alle Herrscher der Völker zu tragen haben, und anderer Seits dagegen ansieht, wie leicht und gemächlich sichs die meisten von ihnen machen; wie sorgenlos und lustig sie gröstentheils in den Tag hinein leben, so wird wohl niemand so einfältig seyn, zu glauben, daß Gott sie mit zwo Portionen Seele begabt, oder daß sie mit Herculischer Geistes-Stärke die Centner wie Lothe wegzuschleudern wüßten; sondern ehender dringt sich der Gedanke auf: Daß sie von dem Schöpfer mit einer ausserordentlichen Unempfindlichkeit, von der wir andere gewöhnliche Menschen nichts wissen, beschenkt seyn müssen, und daß würklich etwas Wahres daran sey, was Friedrich II. in Preussen bereits im Jahr 1741. dem ersten seiner Regierung, an seinen damaligen Freund Voltaire geschrieben hat: „Gott hat, wie mich dünkt, die Esel, die dorischen Säulen, und uns Könige, dazu geschaffen, daß wir die Lasten dieser Welt tragen sollen, in welcher so viele andere Wesen zum Genuß der Güter bestimmt sind, die sie hervorbringt".

* *

* *

Das letzte Lob unter allen, das man einem König und Fürsten geben kann, ist, wegen des dabey unterlaufenden greulichen Mißbrauchs, wenn man ihn groß nennt. Es versteht sich zwar von selbsten, daß mit diesem Beywort nicht die körperliche Größe angedeutet werde, indem einer ein Koloß von Person und ein Zwerg von Verstand seyn kann; sondern daß dadurch wahre und allgemein anerkannte Geistes-Größe bezeichnet werden wolle. Da nun Thatsache ist, daß dergleichen Geistes-Riesen überhaupt in der Menschheit selten sind, und jedes Jahrhundert etwann ein Paar dergleichen hervorbringt, so ist eine selbstsprechende Folge, daß man mit dem Beynahmen: Groß, gegen Könige und Fürsten, zu allen Zeiten viel zu freygebig gewesen sey.

* *

Größe und Macht werden oft mit einander verwechselt. Groß sind alle Könige durch ihre Geburt oder Wahl; mächtig aber nur der, der durch Klugheit seine innere Stärke weislich zu benutzen weiß. Man kann deßwegen groß seyn, aber nicht mächtig; hingegen kann man auch zugleich groß und mächtig seyn. In diese Cathe-

gorie gehört Alexander der Große, der mit einem kleinen Heer andere noch größere Könige überwand; Friedrich der Große, der sieben Jahre lang vielen andern mächtigern Königen widerstund, und zuletzt doch noch durch einen rühmlichen Frieden siegte; Gustav Adolf von Schweden, der mit einer Hand voll Leute die verbündete Oesterreichische und Spanische Macht vor sich zittern machte.

*　　*

Es giebt eine köstliche, unsichtbare, intensive, fast möchte man sagen, negative Größe, wenn ein König oder Fürst über sein widriges Schicksal sich selbst durch Geduld und Standhaftigkeit erhebt; in seinem Unglück durch Gelassenheit und Verläugnung sich selbst zu besitzen lernt. Es mag immerhin eine Ketzerey seyn, getrost sage ich Hallern nach:

Du bist ein größrer Mann, als alle Weltbezwinger.

*　　*

Wenn man zu wählen hätte, so möchte immer wünschenswürdiger seyn, lieber gut als groß genannt zu werden; und es ist ein wahrer Gedanke, den der geistreiche Niemeyer in einer sei-

ner Schriften vorträgt: „Es ist das Loos der Fürsten, derer wenigstens, die sich über das Gemeine erheben, das meist das Zarte, Weiche, ihrer Empfindungen unter ihrer Größe verlohren geht. Es ist vielleicht beydes in der Natur miteinander unverträglich, so oft es auch in moralischen Betrachtungen, Lobreden und Lobgedichten, neben einander zu stehen pflegt".

Die Frau von Maintenon, die Frau, die so lange an dem damals glänzendsten Hof von Europa lebte, schrieb sogar an ihren Freund, den Herzog von Noailles *) voll Verwunderung: A propos de tendresse, je ne puis oublier la scene de Sceaux, ou nos Princes firent éclater une si touchante les uns pour les autres; quoiqu'l leur en ait couté, j'en ai été ravie: *Je n'aurois jamais cru, qu'on pût être Prince et sensible.*

* *

Das Weiche, Zarte und Empfindsame möchte endlich noch hingehen; man könnte es ihnen noch gar schenken, weil ein Fürst neben seiner Herzens-Güte auch fest seyn muß, alle Festigkeit aber an eine gewisse Härte gränzt, wenn sie auch nicht

*) Den 11. Dec. 1700.

so weit reichte, daß er dadurch in der Geschichte seines Hauses den Beynahmen: Der Eiserne *), verdiente; doch daß er noch menschlich sey, die Rechte des Menschen kenne und in Ehren halte, seine eigenen Pflichten übe, kein Despot, viel

*) Wie der alte ehrliche Cyriac Spangenberg in seinem Jag-Teufel S. 307. von einem unbekannt reisenden und bey einem Schmied seines Landes einkehrenden Landgrafen von Hessen erzählt, welcher des Morgens seinem mit einem großen Hammer das Eisen zusammen schlagenden Wirth zusahe, als dieser auf einmal mit Fluchen sagte: „Werde hart! Wollte Gott, daß der Landgraf auch so hart würde, wie du! Werde hart, sage ich, du unseeliger Landgraf, und laß dein weiches Gemüth fahren; denn wie willst du sonst deinen Unterthanen nützen? Siehst du nicht, wie deine Räthe die Unterthanen drücken und aussaugen? Der und der (er nannte sie alle mit Nahmen) wird von dem Deinen reich, und Du wirst zum Bettler; der und der handelt mit dem Deinigen wie er will, beraubt den Unterthanen, ꝛc. Er rügte darauf ferner, daß, wenn man auch dem Herrn es klagen wolle, niemand vor ihn kommen könne u. s. w. und fluchte den Landgrafen in die Hölle hinein. Der über diese Bußpredigt gerührte Fürst ritt des Morgens davon; nahm, wie die Legende sagt, alles zu Herzen; fieng von der Zeit an, gegen seine Schelmen und Diebe härter zu werden, und sich dadurch, wahrscheinlich von diesen Blutigeln selbst, den Titel, des Eisernen, zu verdienen.

weniger ein Tyrann, und am allerwenigsten Verführer und Satan seines eigenen Volkes sey; wenn er das Hirten-Recht, seine Schaafe zu scheeren, nicht in die Kunst, sie zu schinden, verwandelt; wenn er seinem Volk nicht nur, durch Indianische Scalpier-Methoden, die Haut, sondern auch das Blut abzieht, und so seinen eigenen Staat, weil doch alles heut zu Tage Staat heissen soll, zum Leichnam macht.

* *

Den Ehren-Nahmen: Der Große, haben die Könige vornehmlich den Bischöfen, den Mönchen und den Chroniken- und Annalen-Schreibern in den Klöstern zu verdanken. Durch sie haben wir Theodosius den Großen, Carl den Großen, Otto, Constantin, und noch mehrere andere Große bekommen, deren wahre Größe sich aber zum Theil in einer Nußschale verbergen ließe. Je freygebiger ein König dieser Zeit gegen die Kirche, die Klöster und Geistlichen war, je sicherer konnte er auf diesen Nachruhm Ansprache machen; und konnte er nicht just Magnus heissen, so wurde er doch mit dem Lobspruch: Pius, beehret.

Nach ihnen folgten, oder zu ihnen gesellten sich alle Gattungen von Schmeichlern und Lob-

lügnern. Je unverschämter, je hungriger einer war, je verschwenderischer war er mit Austheilung seiner Lobsprüche, zumalen bey einem eitlen und ehrgeizigen Herrn, der sich mit diesen Zephyrs von Lob nur um so gieriger abkühlte, je mehr ihm sein inneres Bewußtseyn sagte, wie wenig er es verdiene. So fiel, um nur mit Einem Beyspiel das Gesagte zu belegen, König Philipp dem IV. in Spanien, als er die Königreiche Portugall und Catalonien nebst andern Provinzen verlohren hatte, endlich noch ein, sich den Nahmen des Großen beylegen zu lassen; worüber der Herzog von Medina-Celi sagte: Unser Herr ist, wie ein Loch; je mehr man davon wegnimmt, je größer wird's.

* *

Man trift in der Geschichte ganze Reiche an, deren Königen, so groß sie immer waren, von ihrem Volk dieser Ehren-Nahme doch niemals beygelegt worden ist; zu dessen Beweis die neuere englische Geschichte unter der wahrhaft großen und weisen Königin Elisabeth dienen kann.

Noch weniger findet man Fürsten-Häuser, denen die Stimme ihres Volks, oder die Geschichte, den Nahmen: Groß, beygelegt hätten.

Man trift zwar unter ihnen häufig auf große Jäger, große Trinker, große Schuldenmacher, ꝛc. Schwerlich würden sie selbst aber, und eben so wenig andere, diese Gattung Lobes für eine Ehren-Bezeugung aufnehmen wollen.

* *

Die Stimme des Volks und der Geschichte muß einen König oder Fürsten, entweder noch bey seinem Leben, oder nach seinem Hingang aus der Zeit, für groß erklären.

* *

Wer das größte Reich oder Land und die beste und zahlreicheste Armee hat, ist nicht nur groß, sondern auch unter andern von geringern Kräften der Größte; deßwegen aber heißt er noch nicht der Große.

Doch ist heut zu Tag auch ein jeder Fürst, so lang er lebt, groß, den seine Hof-Dichter, Hofleute, zuweilen auch die Hof-Prediger und die Professoren auf Universitäten und Gymnasien dazu machen. Ist er todt, so machen sie ihm, nach K. Josephs II. gewohntem Ausdruck, alle aufs Grab.

* *

Es ist ein, obgleich nur grammaticalischer, je-

doch wesentlicher Unterschied: Ob die Benennung: Groß, vor oder hinter dem Namen eines Königs oder Fürsten steht; indem sonst ein Mißverstand und Doppelsinn daraus entsteht, der sich nicht allemal so vereinigen läßt, als wenn man z. B. sagte: Friedrich der Große war ein großer Religions-Spötter; sondern es würde daraus die Ketzerey folgen: Daß jeder von Adel gebohrner deßwegen auch ein edler Mann sey, welchem Irrthum die kundbare Erfahrung widerspricht.

* *

Alle Könige und Fürsten haben insgemein den Ehren-Nahmen: Groß, nur durch Kriegs-Ruhm, durch Kriegs-Glück, und durch persönliche militärische Talente erworben. Von Beyspielen, daß ein Herr durch andere, noch so wahre und glänzende, sein Volk beglückende, Regenten-Tugenden, eine Ansprache auf diesen Titel erlangt habe, ist mir wenigstens keins bekannt, noch erinnerlich.

* *

Man kann es wohl nicht anders als einer National-Eifersucht zuschreiben, daß zuweilen zween zu gleicher Zeit lebenden Monarchen der Nahme, der Große, beygelegt worden, deren Einer nach

höchstem Recht der Kleine genannt zu werden verdient hätte. So giengs zwischen den Franzosen und Oesterreichern; kaum hatten jene ihren Ludwig XIV. als den Großen ausgeposaunt, als diese mit mit ihrem Kayser Leopold nachfolgten, an dem nichts Großes nach Seel und Leib war, als sein Phlegma und sein großes Maul.

* *

Das Lobpreisen der Monarchen als Große ist zulezt so gemein, so sehr mißbraucht worden, daß es endlich gar keine Ehre mehr für sie war, so genennt zu werden, und ihre Schmeichler und Lobhudler auf andere Beynahmen sinnen mußten, wenn sie nicht, wie gleichwohl von einigen geschehen ist, das *Magnus* gar in *Maximus* verwandeln wollten. Daher ist entstanden, daß die Franzosen ihren Schwachkopf Ludwig XV. den Vielgeliebten nannten, und aus Friedrich dem Großen in Preußen Friedr. der Einzige wurde, unbeschadet des Rangs, wenn noch ein Größerer, als Er, nach Ihm käme.

* *

Nachbarliche Größe erweckt Neid, Eifersucht, Conflict der Macht, die sich gemeiniglich; und wenn nicht Klugheit oder Furcht das Gleichge-

wicht der Schwerdter erhält, oder, nach der neuesten Politik, der Größte und Mächtigste den minder Großen und Mächtigen bey dem großen Theilungs-Mahl noch mitessen läßt, endigt sich die Scene mit Gewalt. So wahr bleibt noch immer, was Lessing *) in einer andern Deutung gedichtet hat:

Der große Mann braucht überall viel Boden,
Und mehrere, zu nah' gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Aeste. Mittelgut, wie wir,
Findt sich hingegen überall in Menge.

Oder, wie längst vor ihm Lucanus sang:

Nec quemquam jam ferre potest Cæsarve priorem
Pompejusve parem.

* *

Ein mittelmäßig großer Mann wird den Mann von der ersten Größe beneiden und verachten; zwey gleich große Männer werden sich beyde Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Dieses habe ich irgendwo gelesen, ohne mich entsinnen zu können, wo? Es ist deßwegen nicht minder wahr, auch von Königen und Fürsten.

---

*) In seinem Nathan.

In frischerm Andenken ist mir noch eine Sentenz von Lavater *):

Kleine Menschen belauren die Schwächen größerer Menschen.

Große Menschen belauren die Kräfte kleinerer Menschen.

Große Seelen verschlingen die kleinen Gebrechen der Großen.

Mit der moralischen oder eingebildeten Titular-Größe geht es, wie mit der physischen Größe. Sie schrumpft endlich ein. Der größte Mann wird allmälig kleiner, je länger er lebt; der Stärkste wird schwächer; ihre Empfindungen, Gefühle, werden mit ihren Nerven und Muskeln, welche bey Königen von Natur gemeiniglich schon hart sind, noch härter †), und der Stolz, von aller Welt gefürchtet zu seyn, verwandelt sich noch bey ihrem Leben in eben so all-

---

*) In dem Monatblatt für Freunde. XI. 22.

†) Il est des Souverains; qui réduisent leur dureté en maxime. Ils font un art de leur tyrannie; et loin de sentir toute horreur de leur conduite, ils s'en applaudissent, et croient devoir une partie de leur gloire imaginaire à la duretè de leur cœur peu de sensibilité pour les hommes. *Lettres Juives* T. I. p. 201.

gemeinen Haß †); sie überleben sich selbst, sinken von ihrer eingebildeten Größe zu der Stufe gemeiner Könige herab, und endigen zulezt damit, daß sie, unter folternden Gewissensbissen, wie Ludwig XIV. seinem Urenkel, ihrem Nachfolger sagen müssen: Je Vous avoue, que du côté de la guerre je ne Vous ai pas donné de bons exemples. Ne m'imités pas. C'est la partie de ma vie et de mon gouvernement, dont je me repens davantage *).

* *

Der gedoppelte Mensch in einem Fürsten, der Conflict der Moral und Politik, verdient eine eigene und ernstliche Erwägung. Es kann einer, versteht sich nach seiner Art, ein religioser König seyn, er ist deßwegen noch kein großer König. Es kann einer ein frommer Bischof und zugleich ein schlechter Regent seyn.

* *

Was nun die subjectiven Eigenschaften des Lobes betrift, so ist wohl die erste derselben: Daß

---

†) C'étoit la principale passion de Louis XIV. de se faire craindre, sans faire reflexion, que, qui se fait craindre, se fait haïr. *Annal. de polit. de St. Pierre* p. 343.

*) V. Louis XIV. et sa Cour, par *d'Anquetil.* T. IV. p. 375.

die Sache, die man lobt, an sich wahr, nicht nur halb oder von Einer Seite wahr sey.

Wenn also zwey Könige, die sich Jahre lang mit aller Bitterkeit bekrieget, endlich Friede mit einander machen und sich auf den Geist der Eintracht, der sie wieder vereiniget und dem Blutvergiessen ein Ende gemacht, beziehen, so ist dieses nicht wahr: Noth, Ohnmacht und Entkräftung hat sie dazu gezwungen, einen erlogenen ewigen Frieden und erheuchelte Freundschaft mit einander zu schließen, bis ein Theil wieder Kräfte genug gesammelt zu haben glaubt, den andern wieder befehden, berauben, oder doch überlisten zu können.

Wenn ein Fürst durch Jahre lange Bedrückungen, und nach vergeblichen Bitten, Flehen, Vorstellungen und Drohungen, sein an den nahen Abgrund des Verderbens gebrachtes Volk endlich nöthiget, zu dem obristen Richter im Reich und andern die Verfassung des Landes garantirenden Mächten seine Zuflucht zu nehmen, und er nach ebenfalls Jahre langen Klagen, mühsamen Negotiationen und unermeßlichen Kosten endlich gezwungen wird, sich mit seinem Land zu vergleichen, und dieser Fürst noch die Unverschämtheit

so weit treibt, mit seinen landesväterlichen Gesinnungen, als dem edelsten Motif seiner Handlungen, prahlen zu wollen, so ist es, aufs gelindeste gesagt, nicht wahr. *

* *

Zu dieser Wahrheit gehört auch die Originalität der Handlung selbst; es muß nichts Nachgeahmtes, von andern Copirtes, nichts Nachgeäftes seyn.

Der Oesterreichische Fürst ** hatte die lächerliche Eitelkeit, alle die schönen Menschlichkeiten Kayser Josephs II. von denen er wußte, in Mignatüre nachzuahmen, um es hernach in Zeitungen ausposaunen lassen zu können. K. Joseph kam einst bey einer großen Ueberschwemmung der Donau den nothleidenden Einwohnern in der Leopoldstadt, mit eigener Gefahr, in einem Nachen mit einem Vorrath von Brod zu Hülfe; gleich machte es sein fürstlicher Affe auf seinem Dorfe nach; doch mit dem Unterschied, daß er sich wohl hütete, sein eigenes theures Leben dabey der Gefahr auszusetzen. Der nämliche Mann, der mit einem seiner Beamten einen vieljährigen ungerechten Proceß führte; den treuen Diener an den Bettelstab brachte, und ihn ins Armen-Recht sich

gerichtlich zu schwören nöthigte, endlich von dem Richter selbst in mehrere tausend Gulden Ersatz und Kosten verurtheilt wurde.

* *

Viele dieser Lobserhebungen sind bloße conventionelle und Canzleysprache, von welcher weder die vor gute Bezahlung Räuchernden, noch die Beräucherten selbst, das wenigste glauben Von dieser Art Wind kann man sagen: Er bläset, wie man will; und es mag lustig zu lesen seyn, in den Fürsten-Diplomen, die bey der Wiener-Reichs-Canzley vorher einzureichende sogenannte Merita eines Menzikof, eines Orlow, eines Potemkins, die gräfliche Standes-Erhöhungen einer chur- oder fürstlichen Maitresse und ihrer Bastarte, die Lobgesänge des ihr Alter weit übertreffenden Verstandes in denen Volljährigkeits-Erklärungen mancher fürstlichen Knaben, die Adelsbriefe vor einen obscuren Ritter, dessen Voreltern, in Ermanglung aller eigenen Verdienste, einst gegen die Türken, als die Erbfeinde des christlichen Namens gefochten haben sollen, zu vernehmen, und was dergleichen durch hergebrachten Mißbrauch privilegirte Unwahrheiten mehrere seyn mögen, welche nicht mehr Glauben for-

dern oder verdienen, als wenn ein König am Schluß eines Schreibens sagt: *Je prie Dieu, qu'il vous aye dans sa sainte et digne garde!* Oder wenn ein Fürst ein Rescript, worinnen er einen seiner Diener abdankt, mit der Versicherung unterschreibt: Daß er ihm in Gnaden gewogen bleibe; gerade so, als wenn die Ministers eines kurzsichtigen Fürsten alles gleichwohl seinem hocherleuchteten Ermessen und hochvernünftigen Einsicht anheimstellen.

* *

Das Lob muß aber auch vernünftig, billig, gerecht und verdient seyn.

Ein so geartetes Lob erhöht bloße Temperaments-Eigenschaften nie zu Tugenden, die sich allemal, wenn sie dieses Namens werth seyn wollen, auf eigene Anstrengung und erworbenes Verdienst gründen müssen. So wird eines Königs sanguinische Herzens-Güte überall gepriesen, welche andere ernstlichere Männer mit eben so starken Gründen an ihm als eine große Schwachheit tadeln, weil diese Güte ihn in die Bande unwürdiger Günstlinge verschlungen und dadurch zu manchen zweydeutigen und unrühmlichen Entschlüßen verleitet hat.

Man kann Temperaments-Fehler, Gebrechen der königlichen Menschlichkeit, zumalen wenn man keinen Beruf dazu hat, sie aufzudecken, verschweigen; bemänteln sollte sie ein wahrheitsliebender Mann nie; am allerwenigsten es so machen, wie ein kriechender Hof-Prediger, der bey der Taufe eines unehelichen fürstlichen Kindes dessen zugegen gewesenen Vater das dumme Compliment machte: Daß Gott der Allmächtige Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht hohe Leibes-Kräfte fernerhin stärken wolle! d. h. noch mehrere Bastarte zu erzeugen.

* *

Zu einem vernünftigen Lob muß auch gerechnet werden, daß es sich in die Zeiten schicke, worinnen man lebt. Vor 200. Jahren, wo der alte Spangenberg noch seinen Fluch- und Sauf-Teufel schrieb; vor 150. 100. auch noch vor 50. Jahren, wo auf das Heidelberger-Faß Medaillen geprägt wurden, und der Saufruhm der pfälzischen Höfe durch ganz Europa erschallte, wo die Lebens-Becher zum Ceremoniel und das Gesundheittrinken aus vollen Bechern zur guten Lebensart gehörte, mochte die Mäßigkeit eines Fürsten ihm noch zum Lob haben angerechnet werden können; heut zu Tage würde man darüber lachen,

denn die meisten gnädigsten Herrn trinken ja alle Wasser, höchstens ein Gläsgen ausländischer Weine oder Liqueurs.

Sonst gehörte Fluchen und Schwören zum guten Ton der Höfe; heut zu Tage würde man sich dadurch verächtlich machen, und den verspotten, der einen König darüber loben wollte, daß er nicht das beliebte *Ventre saint gris* des Heinrich IV. nachahmen wollen.

Eben so verhält's sich's damit, wenn man einen König oder Fürsten wegen seiner Bescheidenheit in Kleidung rühmen wollte. Sonst wards als Symbol der Vorzüge der Geburt und des Standes geachtet, in Gold und Silber gekleidet, gestickt und bordirt seyn; heut zu Tage geht alle vornehme Welt entweder in militärischer oder Hof-Uniform, oder gar in vorgeschriebener Amtstracht. Die Noth der Zeiten, die beständigen Kriege, das Schuldenmachen der Großen und Kleinen, haben uns in kurzer Zeit so kräftig simplificirt, daß Bescheidenheit in Kleidung nichts mehr als nur Mode ist, und wir bald vollends werden singen und sagen können:

Hic vivimus ambitiosa paupertate omnes!

Doch was ist, das bey unsern Göttern der Erde noch mehr, als nur Mode wäre? Wahre Tugend, wahre Größe sind zu allen Zeiten selten: Scheintugend, falsche Größe, gehören zur gangbaren Mode. Alles ist bey uns nur Mode, selbst die Art und Kunst zu regieren *). Die Herren sind großmüthig, sind Menschenfreunde, weils der Ton ihrer Zeit ist; ihre angebliche Großmuth ist aber, beym Licht der Wahrheit beleuchtet, nichts weniger als Edelmuth, sondern Stolz und Selbstsucht. Ihre vorgeprahlte Güte und Langmuth ist meistentheils Geistes-Schwäche. Ein Fürst mag immerhin sagen: Ich denke zu groß, um mich um das, was man von mir spricht, zu bekümmern; ich denke zu groß, um das, was man über mich schreibt, nicht zu verachten. Es ist nicht wahr, wenn er so was von

*) Un des plus grands malheurs de ces maitres du genre humain, c'est de vouloir toujours, que le peuple, qui leur est soumis, soit heureux, ou plus heureux, comme ils disent, *à leur mode*. Quand il ne faut que vouloir pour être obéis, on s'egare dans un labyrinthe de contradictions. Voyès l'instabilité et la multiplicité des ordonnances de Joseph II. et de tous ses frères les Despotes. *Doutes sur la libertè de l'Escaut par le C. de Mirabeau. p. 159.*

sich selbst sagt. Bewußtseyn seiner Härte, Stimme des bösen Gewissens, Furcht vor noch mehrerer Publicität', Furcht, das Murren eines gedrückten und mißvergnügten Volks nicht noch lauter zu machen, Trotz auf seine Gewalt, Vertrauen auf seinen langen Arm ist es, der ihn diese Sprache führen macht; und so lernt einer vom andern, einer wird der Verführer des andern, selbst des Guten und Bessern. So geht dann das zarte innere Gefühl allmählig verlohren, Kunst kommt an die Stelle der Natur:

Die Kunst, wahrscheinlicher zu lügen, als selbst
die Wahrheit spricht;

und so erwächst dann die unseelige, sich alles zu gut haltende und erlaubende, sich über alles hinwegsetzende jetzt höfische so genannte Zufriedenheit mit sich selbst, welche die alten groben Theologen voriger Generationen Fühllosigkeit, Verhärtung, Verstockung nannten.

* *

So war es vor Zeiten nicht. Die Könige und Fürsten hielten noch mehr auf ihren moralischen guten Nahmen, sie fragten noch mehr nach dem Urtheil der großen Welt, sie respectirten noch die Stimme ihres eigenen Volks; sie waren we-

niger gleichgültig gegen dessen Liebe und Achtung, weniger gleichgültig gegen die Meinung und Hochschätzung ihrer Mit-Fürsten, sie schämten sich noch. Wie hat sich noch, um nur bey diesem einigen Beyspiel stehen zu bleiben, Kayser Maximilian I. über die auf ihn unter dem Nahmen: Die Nachtigall, erschienene Spottschrift gegrämt; wie hat er sichs angelegen seyn lassen, seinen guten Nahmen und Ehre vor aller Welt zu vertheidigen; mit was für unzähliger Mühe hat er gesucht, den Urheber dieser Spottschrift zu entdecken?

* *

So wie an den Höfen, im Umgang der grossen Welt, in der Politik, alles nur Mode und Maske ist, so war es auch vorlängst mit der Religion. Um einen so heiligen ehrwürdigen Gegenstand nicht mit meinen profanen Worten zu entweyhen, so sey mir vergönnt, es mit den Worten zu sagen, welche die Frau von Maintenon an ihren Freund, den Cardinal von Noailles den 31. Jan. 1700. hierüber geschrieben hat: La religion est peu connue à la Cour. Au lieu de s'accomoder à elle, on veut l'accommoder à soi. On craint la lumiére, qui montreroit trop de choses

effraï-

effraïantes. On en admet toutes les pratiques exterieures; on en néglige l'esprit. Le Roi ne manquera pas à une station ni à une abstinence; *mais il ne comprendra point, qu'il faille s'humilier, se repentir, se couvrir du sac et du cendre, aimer Dieu plutôt que de le craindre.*

* *

Was Wunder also, daß auch das Lob, wie so Vieles andere in der Welt, seine Moden hat? Anstatt aber, daß die Moden in der männ- und weiblichen Kleidung immer mehr vereinfacht werden, so heißt es bey den Lobs-Erhebungen, die freilich nicht so viel als ein neuer Anzug kosten, nur immer! *Crescendo!* Die Obern kommen den Geringern mit ihrem Hochmuth, und diese jenen mit Kriechen, Schmiegen, Beugen und Bücken, immer auf dem halben Wege entgegen.

Die hohe Einfalt der alten Zeiten in Loben und Wünschen, hat in meinen Augen eine natürliche Größe, und etwas sehr ehrwürdiges. Der orientalische Gruß: „Herr König! Gott verleihe Dir „langes Leben"! Wie lieblich!

Noch in spätern Zeiten ist das Meß-Gebet: Domine salvum fac Regem, das daraus entstandene englische Volks-Lied: God save the King,

der Ausdruck der herzlichsten und ehrerbietigsten Liebe.

Die aus den Römischen Schriftstellern zu uns hergekommene Benennung: *Divus*, und der aus den Mönchs-Zeiten herrührende Ausdruck: *Sacra* Regia Majestas ist durch den Gebrauch so vieler Jahrhunderte so geweyhet worden, daß sich niemand mehr über jenes ärgert, und bey diesem eigentlich gar nichts denkt; diejenigen ausgenommen, die zunächst und unmittelbar dabey interessirt sind; da dann freilich mancher Cron- und Erbprinz von seinem in Gott ruhenden Vorfahren bey sich selbst sprechen mag: Sit Divus, dummodo non sit vivus.

Vor zweyhundert Jahren begnügte man sich, von einem verstorbenen Chur- und Fürsten zu sagen: Unser lieber, oder frommer, seeliger Herr; denn damals waren viele von ihnen noch lieb und fromm: Im vorigen Jahrhundert wurden sie höchstseelig gemacht; heut zu Tag heissen sie: Unser in Gott ruhender Herr Vater, oder Oheim, höchstseeliger Gedächtniß, oder glorwürdigen Andenkens; ohngeachtet alle Welt glaubt, daß der Verstorbene an ganz einem anderm Ort als in Gott ruhen mag, und sein Andenken, der

Wahrheit nach, eher schandreich als glorreich genannt zu werden verdiente *).

Noch tief in das jetzige Jahrhundert hinein wußte man von nichts anders, als von Fürsten-Hut und Fürsten-Stuhl; heut zu Tag ist's Fürsten-Crone und Fürsten-Thron; kein Wunder also, daß die Reichsgrafen ebenfalls nachruckten und lieber *Celsissimi* und Erlaucht genennt seyn wollten, und ihre Canzleyschreiber von dem Ländgen ihres Herrn als von einem Staat sprechen.

Endlich ist zu unsern brodlosen und kriechenden Zeiten noch gar der gottesschänderische Ausdruck: Unser angebeteter, unser Anbetungswürdiger Fürst, dazu gekommen, und zuweilen an offenbar gottlose Fürsten verschwendet worden; wie noch, bey Erzählung der Leichen-Procession eines solchen kundbaren Despoten in einer gewissen Zeitung geschehen ist. Am schändlichsten und unverantwortlichsten ist, wenn sogar ein Geistlicher,

*) Wer daran zweifelt, kann sich aus den alten Canzley-Formular-Büchern des sechszehnten Jahrhunderts und aus den zu Ende des vorigen Säculi erschienenen zween Foliauten von Spatens deutschen Secretariat-Kunst zur Genüge überzeugen.

ein Diener des Evangelii, sich zu einer solchen Abgötterey erniedriget; in einer Leichen-Rede (wie mit gedruckten Beweisen belegt werden könnte) einem verstorbenen schlechten und bösen Fürsten sein Lob noch vor die todte Füsse hinspeyt; ihn im Angesicht des Nachfolgers, des ganzen Hofs und einer zahlreichen Gemeine, *seinen angebeteten Fürsten* nennt, ihn, der aus Gottes Langmuth höchstens ein tolerirter Fürst genennt werden konnte. So etwas ist nicht nur ein *Verbrechen der geschändeten Wahrheit*, sondern ein *Verbrechen der beleidigten Nation und Menschheit*, das eine offentliche Rüge gegen einen solchen Elenden verdient. Welche Begriffe müssen die Unterthanen von der Heiligkeit und Würde des Regenten bekommen, wenn der kundbar schlechte und schlimme eben so, ja noch mehr gepriesen wird, als der gerechte und gute! Welch heillosen schädlichen Eindruck machen dergleichen unwürdige Lobpreisungen bey jungen Fürsten! Wie tief muß aber selbst der Nachfolger, wenn er nicht alles Gefühl von Ehre und Gewissen verlohren hat, einen solchen niederträchtigen Götzendiener und Speichellecker innerlich selbst verachten! Was ist endlich von den Zuhörern al-

ler Stände zu halten, die einen Leichenredner, der einen landkundigen Tyrannen wegen seiner Gerechtigkeit lobt, anstatt ihn stracks von der Canzel zu werfen, noch mit Gedult anhören mögen, wenn er auch gleich, zu Ehren seines schwarzen Rocks, nur mit tiefer Verachtung als ein schaamloser Lügner gebrandmarkt wird?

* *

Ein übertriebenes Lob ist, wenn nur etwas, auch allenfalls der geringste Theil einer Handlung, lobenswürdig ist. So ist es übertrieben, einen König wegen seiner Großmuth zu loben, der von einem feindlich überzogenen Land nicht mehr nimmt, als es hat; der die Hälfte der angesetzten Brandschatzungen nachläßt, weil er vorher wußte, daß das Land nicht Vermögen noch Credit genug hatte, die andere Hälfte auch noch aufzubringen. Das hieße einen Löwen loben, der nur gebissen und nicht zerrissen und gefressen hat. Uebertrieben wäre das Lob eines Fürsten, ihn als ein Muster ehelicher Treue vorstellen zu wollen, dessen Gemahlin und Maitresse fast zu gleicher Zeit ins Kindbett gekommen. Doch wer wird alle Categorien möglicher Uebertreibungen hererzählen? So lobte, um auch da-

von ein Beyspiel anzuführen, ein armer Schlucker den friedfertigen König Friedrich I. in Schweden, als einen großen Helden. Der gute König lachte des unverdienten Lobes und sagte hernach zu seinen Hofleuten: Ich weiß am besten, was ich für ein Held bin; in meinem ganzen Leben habe ich eine Bataille bey Speyerbach geliefert, und bin tüchtig geschlagen worden.

Ueberhaupt gehören dahin alle Pleonasmen von Beywörtern des unvergänglichen Lobs von einer oft pappedeckelnen Dauer, des unsterblichen Nachruhms von einer ephimerischen Ewigkeit, und was zu dergleichen Spinnewebenzeug mehr gehört.

Das ungeheureste, übertriebenste Lob, das einem Regenten im ersten Jahr seiner Regierung an Kopf geworfen worden, ein Lob, das sich nur auf unvollkommene Anfänge, unreife Vorsätze und bloße Hofnungen gründete, ist das, welches Sonnenfels in der ersten academischen Vorlesung *) nach dem Tod der Kayserin Königin Maria Theresia, über ihren Thronfolger auf eine Weise herausposaunte, welche diesem alle

*) Sie steht auch im deutschen Museum 1782. I. B. S. 322.

Schmeicheleyen so aufrichtig hassenden Monarchen und jedem billigen verständigen Mann eckelhaft, ungereimt und abgeschmackt seyn mußte. Ja, eckelhaft ist, wie dieser mit so vielen Wohlthaten von Marien Theresien überhäufte und bey ihrem Leben sie vergötternde Mann, diese von so vielen Seiten des unvergänglichen Lobes würdige Fürstin zu einem alten abergläubigen Weib herabsetzt; wie er über Fremde, denen Oesterreich so unendlich viel zu danken hat, loszieht, und K. Joseph darüber im Himmel erhebt, daß er nun blos mit seinen eigenen Ochsen pflügen wolle; wie er Anstalten, die gleich in ihrer ersten Geburt erstickten, in vollendete Thaten verwandelt; wie er, gegen das bessere Wissen von ganz Europa, „Bescheidenheit als einen characteristischen Zug in der Oesterreichischen sittlichen National-Physiognomie" herausstreicht, und, kraft eben dieser Bescheidenheit, andere Deutsche wie Zwergen gegen die Wiener-Riesen behandelt, und was des Winds, den man freilich an diesem Mann gewohnt ist, mehr ist. Von Rezer, Sonnenfelsens Schüler, Anbeter und der Herausgeber dieser Vorlesungen, fühlte das Uebertriebene dieser Prahlereyen selbst so stark, daß er sie in der kleinen Vorrede dazu

mit der Licenz eines Redners und Dichters bemänteln will; billig sollte aber ein solches die Jugend nur mit Einbildung und falschem National-Stolz aufblähende Gewäsche von Obrigkeits wegen verboten, und dem Redner, bey reiner Wahrheit zu bleiben, befohlen werden; wobey Liebe, Verehrung und Dank gegen einen guten und weisen Regenten immer mehr gewinnt, als wenn man ihm Plane und Handlungen andichtet, die er weder je gehabt, noch weniger bereits erfüllet hat. Das Drolligste bey diesem ganzen Bombast ist, daß sich der einbildische Mann zuletzt in die Brust wirft und sagt: „Ich widerstehe nicht, mir in der Anwandlung eines schmeichelhaften Selbstgefühls zu sagen: Du hast diese Veränderung von der Zeit deines angetretenen Lehramts wenigstens vorhergesehen; du hast von diesem Lehrstuhle — wenigstens mehrere Tausende vorbereitet, die nun die Größe der Wohlthaten, welche der Monarch seinen Unterthanen bestimmet, in ihrem ganzen Umfange zu empfinden fähig sind". Der Kayser mag wohl selbst nicht gewußt haben, einen Propheten in seiner Residenz zu besitzen; und das Wenigste, was er zur Würdigung eines solchen Manns hätte thun können,

war wohl, nach dem tödtlichen Hintritt des großen Kauniz, den Professor zum Staats-Canzler zu machen.

* *

Ein Lob, zumahlen über gleichgültige Sachen, oder Kleinigkeiten, muß, wenn es nicht seinen Werth verlieren soll, nicht zu oft erscheinen. Einen Fürsten zu loben, daß Er sich gut kleide, gut zu Pferde sitze, u. s. w. hört auch wohl ein verständiger Herr einmal mit Wohlgefallen an; eine beständige Wiederhohlung macht lästig, und stellt den, der nichts anders Lobwürdiges vorzubringen weiß, als einen Pinsel oder faden Schwätzer dar. Gleiche Beschaffenheit hat es mit allen bloßen cörperlichen Vorzügen der Schönheit, gute Mine und Bildung *), ausserordentlichen Stärke,

*) Wovon Gorani im II. Band seiner geheimen Nachrichten von Italien. S. 363. ein illüstres Beyspiel von dem jetzigen Pabst Pius VI. mit den Worten anführt: „Es ist bekannt, daß er sich gerne loben hört. Man spricht ihn entweder gar nicht, oder man erhält nur, was man sucht, indem man ihm schmeichelt; allein von allem Lobe, welches er so gefällig hinnimmt, berauscht ihn am meisten, was den edlen Anstand seines Ganges und die Schönheit seiner Figur angeht. Vielleicht ist diese Art Eitelkeit nie weiter getrieben worden, als bey ihm. Eine Menge Leute ohne Talente und Verdienst haben da-

oder gar, wie vom Prinzen Absalon, langen Haarwuchses, wodurch sich nnr ein schwacher oder eitler Egoiste geschmeichelt finden kann.

* *

Ein Lob muß ferner nichts Zweydeutiges haben, keiner doppelten oder schiefen Deutung fähig seyn.

So lobte ein nun verstorbener alter Ober-Hof-Marschall seinen Herrn, einen geistlichen Churfürsten, gegen mich, wegen seiner exemplarischen Mäßigkeit, mit den Worten: Er behilft sich täglich mit sechs Maaß Wein; welches vielleicht noch im vorigen Jahrhundert an diesem Hof eine Tugend gewesen war.

Einem auf seine oberflächliche Bücher-Kenntniß eingebildeten eitlen Reichsfürsten ward vor einigen Jahren bey Besuchung der kayserlichen Bibliothek in Wien von ihrem Aufseher das vermeintlich große Compliment gemacht: Er sey so gelehrt, wie ein Professor! welches denen ihn begleitenden Prinzen zu einem muthwilligen Gelächter Anlaß gab.

Ein armer hungriger Candidat, der eine Pfarre

---

durch, daß sie ihn mit diesem Weyhrauche einräucherten, Würden und Stellen erhalten".

suchte, überreichte dem verstorbenen Fürsten von Waldeck, der die Parforce-Jagd leidenschaftlich liebte, in der besten Meinung ein Gedicht, das sich anfieng:

Par force Durchlauchtigster, par force mein Landes-Vater!

und bekam, statt der gehoften Pfarre, die Antwort:

Par force ein Narr, mein Herr!

Von dieser Art ist auch das beissende Epigramm, das auf K. Friedrich II. in Preussen Vorliebe und Anhänglichkeit an Voltaire und die übrigen Franzosen gemacht worden, dessen Anfang mir aber entfallen ist:

— — — Denn Friedrich gleichet Gott;
Er straft die Sünde zwar,
Allein er liebt den Sünder.

Jngleichen das spätere:

Nicht lauter Weise braucht ein König,
Er höret auch die Narren an.
— — — — — — —
Der größte Fürst kann dieß nicht ändern;
Doch der, den Witz und Geist erhob,
Nimmt, zu der Unterthanen Lob,
Die Narren nur aus andern Ländern.

* *

Ein erbeteltes, ein erkauftes Lob, eine Bestechung zum Loben ist, wenn ein König oder Fürst einen Mann, den er zu seinen Absichten dienlich findet und dessen Empfänglichkeit und Reitzbarkeit er im Voraus versicher ist, mit Höflichkeit, Distinctionen, Ehren-Bezeugungen, auch wohl mit wohl ausgesonnenen Geschenken, auszeichnet, um durch sein Organ sich Freunde an seinem Hof, vornämlich aber durch ihn sein eigenes Lob ausposaunen zu machen. Wie viele politische Wunderwerke sind auf diesem Wege durch eine zu rechter Zeit und mit guter Art angebrachte Tabatiere, durch einen Ring, durch etliche Ellen Band, durch einen der Frau absichtlich verschaften Vorzug, durch eine höfliche Unterredung und Herablassung *), ja durch einen

---

*) *d'Anquetil* Louis XIV. sa Cour etc. T. III. p. 246. führt ein solches Beyspiel der Unterredung von Ludwig XIV. und dem berühmten Banquier Bernard an, das um seiner Originalität und wunderthätigen Würkung willen verdient, mit seinen eigenen Worten wiederholt zu werden: Le Controleur general l'amena aussi à une complaisance, qui fait contraste avec sa hauteur ordinaire. Il y avoit à Paris un fameux Banquier, nommé Samuel Bernard, l'homme

Blumenstrauß schon zuwegen gebracht worden! Und wenn man einerseits sich selbst nicht verhehlen kann: Wie sich oft die gesetztesten, gescheutesten Leute durch dergleichen Künste fangen las-

---

le plus riche de l'Europe, dont le crédit fort étendu pouvoit être de la plus grande ressource, s'il consentoit à le preter au Roi; mais comme il lui devoit beaucoup et qu'on lui avoit souvent manqué de parole, il ne vouloit donner ni fonds, ni papiers. — Il sentoit ses forces, et la necessité faisoit, qu'on le traitoit avec des grands ménagemens et beaucoup de distinctions. En vaiu Desmarêts lui representoit l'excés des besoins les plus pressants et l'énormité des gains, qu'il avoit fait avec le Roi. Bernard restoit inébranlable. Cependant, disoit le Ministre au Monarque, il n'y a que lui qui nous puisse aider. Je connois ses affaires. Il est en état. Il n'est question, que de vaincre sa volonté et l'opiniatreté insolente qu'il montre. C'est un homme fou de vanitè et capable d'ouvrir sa bourse, si Votre Majeste daigne le flatter. Le Roi y consentit, et pour tenter ce secours avec moins d'indecence, il fut convenu, que Desmarêts inviteroit Bernard à venir travailler et diner avec lui à Marly. Il le presenta au Roi au moment de sa promenade. Louis XIV. lui fit und accueil distingué, et après quelques mots obligeans lui dit: Vous êtes bien homme à n'avoir jamais vû Marly. Venés avec moi, je vous le montrerai et aprés cela je vous rendrai à Desmarêts. Bernard suit. Pendant

sen können und mögen, so muß man anderseits eben so sehr darüber erstaunen: Wie so leicht es den Göttern der Erde ist, die Herzen der Menschen zu gewinnen!

Ludwig XIV. in Frankreich in seinem Jahrhundert, Friedrich II. in Preußen und Catharina II. in Rußland, in dem ihrigen, haben in diesem Manövre und dessen glücklichen Gebrauch alle Könige in Europa längst übertroffen, wovon die auffallendsten Beyspiele und deren Würkungen, wenn es nicht schon allgemein bekannt wäre, angeführt werden könnten.

* *

Man könnte mit gutem Grund in diese Classe

---

toute la promenade le Roi n'adresse la parole, qu' à lui, le consulte, lui montre, lui explique toutes les beautés avec les graces qu'il savoit si bien employer, quand il vouloit combler les gens. Le Banquier, revenu chès le Controleur General, ne peut trouver assés d'expressions pour louer un Prince si grand, si doux, si affable. Dans ses transports de tendresse, il dit: Qu'il aimeroit mieux risquer de se ruiner, que de le laisser dans l'embarras. Desmarêts saisit l'occasion, et en tire plus, qu'il n'esperoit. Ainsi le malheur humanise les Princes. Louis XIV. voyait alors les horreurs de la misére autour de lui.

auch alles gewöhnliche Zeitungs- und Journalisten-Lob rechnen. Welche Encyclopedie von Dünger würde es geben, wenn man den Lobmist auch nur von einem Jahrgang beysammen hätte.

* *

Was ein unverschämtes und eben dadurch eckelhaftes Lob sey, das würde der gewesene Studtgardter-Professor, Scheidemantel *), wenn er noch am Leben wäre, am besten erklären, als welcher in einer akademischen Oration den anwesenden Herzog Carl von Würtenberg so unmäßig lobte, und so unverschämt über alle großen Männer der vergangenen Zeiten hinaussetzte, daß dieser Fürst, der doch sonst eine gute Portion Lob vertragen konnte, in edlem Unmuth selbst ausrief: Nein! das ist zu arg.

Vor mehr als tausend Jahren sang schon ein Dichter:

Dummodo sit dives Barbarus ille, placet.

---

*) Es ist eben der Schmierer, der den dem Land so verhaßten und an sich selbst so verwerflichen Diensthandel des Herzogs Carl in einer Schutzschrift so plump und ungeschickt vertheidigte, daß ihm anstatt der verhoften Belohnung vielmehr die Unterdrückung dieser vermeinten Apologie anbefohlen wurde.

So wird es nach uns zu allen Zeiten bleiben, nur daß auch die Unverschämtheit im Loben mehr modernisirt, vergoldet, versilbert, oder wenigstens überfirnißt wird. So hat man noch vor Kurzem das berühmte englische Volkslied: *God save the King*, in einer deutschen metrischen Uebersetzung auf einen deutschen Fürsten, der sich einer solchen Beatification gewiß nicht vermuthen konnte, applicirt. Zum Glück wars nur in einer Comödie; Comödianten und Dichtern aber ist, nach dem Sprüchwort, wenigstens im Loben, alles erlaubt.

Geht man aber in die ältern Zeiten zurück, so kann man sich vollends keinen Unsinn denken, der nicht durch den Aberglauben der finstern Jahrhunderte auf die Rechnung des Lobes der Könige und Fürsten gesetzt worden wäre. Dahin gehört der verjährte Wahn, daß ein König von Frankreich durch das bloße Anrühren die Kröpfe vertreiben könne. Zum Glück waren die Erfinder dieses Mährgens so gescheut, ihre Könige dabey die Worte sprechen zu machen: **Der König rührt euch an; Gott heile euch.** Die alte National-Eifersucht zwischen Frankreich und Oesterreich ließ nicht zu, daß die Könige in Frankreich sich dieses

ses hohen Vorzugs allein zu rühmen haben soll- ten; daher kam ein anderer schlauer Kopf auf die Entdeckung: Daß, wenn ein Erzherzog von Oesterreich einem Kropfigten ein Glas Wasser rei- che, solcher davon genese. Der Einfall war so schlimm nicht, wenn die Vorsicht dabey gebraucht worden, das Wasser über gebrennten Schwamm filtriren zu lassen, durch welches Hausmittel vor- gebliche Kröpfe, wenigstens bey Hunden, warum nicht auch bey leibeigenen Bauren? geheilt wer- den sollen. Das Seitenstück von dieser Kropfcur ist die eben so wundersüchtige Sage: Daß, wenn ein Herr aus dem Hause Oesterreich einen Stot- terer küsse, ihm die Zunge dadurch gelöst wer- den soll; welche Gabe aber wahrscheinlich mit Erlöschung des alten Habsburgischen Stamms gleichfalls abgestorben ist.

Keine Mißgestalt, kein Naturfehler ist so groß, so sichtbar und auffallend, daß daher nicht Ge- legenheit zu Lobeserhebung der Könige und Für- sten wäre genommen, oder doch jene Ungeberden wären bemäntelt und entschuldiget worden. Ein solcher Lobhudler, Nahmens May *), hat sogar

*) Les Princes de la Maison d'Autriche ont reçu de grandes graces de Dieu et de la nature; de la na-

den Prinzen des Hauses Oesterreich ihr langes Kinn und große Lippen als einen Beweis ihrer Gottesfurcht, Beständigkeit und Aufrichtigkeit angerechnet. Da nun, durch Einpfropfung des Oesterreichischen auf Lothringischen Stamm, die, wahrscheinlich von der berühmten Margaretha, genannt Maultasche, herrührenden großen Lippen in eine schönere und regelmäßigere Gesichtsform verwandelt worden, welche Ungereimtheiten würden daraus folgen, wenn man den Schluß machen wollte, daß mit dem Verlust der großen Lippen auch die Oesterreichische Gottesfurcht, Beständigkeit und Redlichkeit verlohren gegangen seyen!

* *

Ein närrisches Lob war, um nur ein Beyspiel davon anzuführen, als der Bürgermeister eines kleinen Waldeckischen Landstädtgens Kayser Carl VI. auf seiner Durchreise nach Engelland und Spanien, nach damaliger Zeit Sitte, mit einer Anrede complimentiren wollte, und nach den ge-

---

ture, en ce qu'ils ont tous le monton long et les levres grosses, ce qui témoigne leur pieté, constance et integrité. V. l'Etat de l'Empire, p. 67.

wöhnlichen Titeln von: Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster rc. mit eins aus seinem Text in den christlichen Glauben kam, und fortfuhr:

„Allmächtiger Schöpfer Himmels und der Er„de". Der gütige Monarch antwortete: Zu viel, zu viel! Und damit hatte die Oration noch vor ihrem Anfang ein Ende.

* *

Es giebt ein, wie man es so nennen könnte, negatives Lob, das man Fürsten, wegen freywillig oder gezwungen unterlassenen Handlungen beylegt; in welcher Kunst die ehemaligen Leichen-Redner vorzügliche Meister waren. So lobt man einen Herrn wegen seiner Sparsamkeit und guten Wirthschaft, weil es ihm an Geld und Credit fehlte, länger ein Verschwender und Schuldenmacher zu seyn; einen andern Fürsten wegen seiner musterhaften Keuschheit, weil die Sünde ihn wider seinen Wunsch und Willen verlassen hat; wegen seiner christlichen Gelassenheit, weil ihn seine mächtigere Feinde von Land und Leuten gejagt hatten; wegen seiner Unterwerfung in den göttlichen Willen, weil er zwischen vier Mauren eingesperrt war, u. s. w. Manches von allem diesem kann ganz oder zum Theil wahr seyn; es

kann ein Fürst durch eigene Noth, Schuld und Schaden, oder durch erschütternde Beyspiele seiner Vorfahren und Agnaten wo nicht gründlich gebessert, doch gewitzigt worden seyn. Wenn man aber von jener innern geänderten Gesinnung keine probhaltige Beweise hat, so ist es immer am Besten, lieber gar zu schweigen, und es Gott, dem Herzenskündiger und eben so gerechten als barmherzigen Richter aller Menschen zu überlassen, als ein unbedachtes und ungeprüftes Lob zu verschwenden.

* * *

Wie vieles wäre nun noch von der eigentlichen Seelen-Krankheit der Könige und Fürsten, von ihrer Lob- und Ruhmsucht, Ehrbegierde, Ehrgeiz, von ihrer Selbstliebe und Eigenlob zu sagen, und mit Thatsachen, mit ihren eigenen, ungezwungen und ungekünstelten, aus den innersten Drang und innigsten Gefühlen ihres Herzens geschöpften Bekenntnissen, zu belegen und eben dadurch ganz anders zu beweisen, als man es in denen übrigens viel Gutes, Schönes und Wahres enthaltenden, gewöhnlichen moralischen Schriften findet. Ein verständiger Baumeister, wenn er auch planmäßig nach seinem Riß arbeitet, läßt immer

das Fundament sich erst setzen, ehe er mit dem Ueberbau eilt; ein weiser Arzt überladet seine Kranken nie mit Arzneyen und ist Diener der Natur, aber nicht ihr Stürmer. In allen Fällen dieses Lebens, selbst auch im Dienst der Wahrheit, muß man das: *Modice sapere*, üben lernen, und das alte Wort: Reden hat seine Zeit, und Schweigen hat seine Zeit, niemals vergessen.

Es mag also, besonders zu unserer jetzigen Zeit, wo sich die Könige und Fürsten selbst unter einander in die Wette loben, und von andern bis zum Eckel blind, taub, stumm und todt gelobt werden, an diesen Prolegomenen genug seyn; weiter zu gehen, führte nur auf Vesuvischen Boden, vor dessen verschlingenden Lava zwar manchmalen ein zeitiges Fliehen sichert, die heiße Asche aber schon die Fersen des Wanderers versengen könnte.

Vom Loben der Todten, vom Loben der Gelehrten, in ihren Reden, Schriften und Gedichten, vom Loben der Könige und Fürsten durch Monumente, Innschriften, Kupferstiche und Münzen, könnte vielleicht auch manches gesagt werden, das wenigstens amüsirte, wenn es auch nicht besserte; man muß aber auch andern was übrig

lassen, und, nach einem alten deutschen Sprüchwort, aufzuhören wissen, wann's einem am besten schmeckt; welches besonders, bey jetziger allgemeinen Theurung, immer noch zur practischen Lebens-Weisheit gerechnet werden könnte.

VIII.

Vermischte Bemerkungen
über
Könige und Fürsten.

I.

Was der Kayser, als Richter im Reich, seyn sollte und nicht allezeit ist.

* *

Der Kayser sollte der Beschützer und Beschirmer jedes rechtschaffenen deutschen Mannes seyn. Jeder gewissenhafte Fürstendiener, wenn er im harten Kampf gegen unehrbare, Land und Leuth verderbliche Zumuthungen und Anstalten, endlich weichen, oder gar uuterliegen müssen; wenn er von der Rotte der Bösen gedrückt, verfolgt, mißhandelt, beschädigt wird, sollte zu diesem Hüter der Gesetze, zu diesem Richter der Fürsten, mit Zuversicht seine Zuflucht nehmen, und thätige Hülfe, Rettung, Entschädigung verhoffen können. Dieß würde der Sclaven weniger machen, hingegen den Muth so mancher unter geheimen Druck und Noth seufzender Biedermänner stärken und entflammen, vor Tugend, Recht,

Gesetz, Wahrheit und das allgemeine und besondere Vaterland mehr zu wagen, als, leider! je länger je weniger geschieht. Statt dessen bleibt dem gedrückten, verfolgten und leidenden Mann nichts übrig, als mit dem Stab in der Hand und den Acten unterm Arm nach Wien zu wandern; um Justitz zu schreyen und zu betteln; sich von einer Thür zur andern weisen und abweisen, mit stolzem Blick anklotzen und zum Lohn seiner Tugend mit spottendem Hohnlachen abfertigen zu lassen. Klagen mag er dann, das wird ihm freilich nicht verwehrt; das ist's aber auch alles, und der ganze Zuschnitt dieser Krebs- und Schnecken-Justitz löst sich in der alten Fabel auf: Daß es so lange währt, bis der Müller, das Kind oder der Esel, stirbt. Hat der Leidende in seinem Ministerial-Dienst vollends das Unglück gehabt, sich dem Kayserlichen Hof mißfällig zu machen, so kommt Kunst der phlegmatischen Natur der Reichs-Justitz-Pflege vollends zu Hülfe, und der Leidende mag sich immerhin gefaßt machen, bey Uebergebung seiner ersten Klagschrift sich zugleich seine Grabstätte in Maria-Hülf oder einer andern Vorstadt zu bestellen.

Sage man nicht: Der Richter ist nicht nur an

die Gesetze, sondern auch an die Form der Gerichts-Verwalturg gebunden; er kann sich keinen Vorwürfen; oder gar einem Recurs an den Reichstag darüber aussetzen; kann nicht eilen, wo er nur gehen darf; und was der leidigen Tröstungen und vermummten Entschuldigungen mehrere sind. So spricht nur ein Richter, wenn er nicht ernstlich helfen will; die ganze vernünftige Welt hält aber einem Arzt nicht nur erlaubt, sondern als Pflicht, ein hitziges Fieber anders, als ein Quartan-Fieber zu heilen.

So war's sonst nicht; hingegen war das Kayserliche Richteramt auch in größerer und würksamerer Verehrung und Ansehen, als jetzo, und als es je länger je weniger werden wird; und das mit Recht. Wie kann ein Richter Respect und Liebe fordern, der dem Guten, der zu ihm flieht, nicht hilft, und den Bösen, der vor ihm zittern sollte, nicht straft?

Ein Minister mag immerhin ein kundbarer Bösewicht, mag immerhin das Werkzeug des Verderbens eines ganzen Landes seyn; wenn's zwischen Herrn und Land zur Klage beym Reichs-Hofrath kommt, geht er nicht nur frey aus, sondern, wenn er die Vorsicht gehabt hat, seinen

Herrn in der Abhängigkeit des Kayserlichen Hofs oder vielmehr des Hauses Oesterreich zu erhalten, kann er noch über dieß auf dessen besondern Schutz Rechnung machen. Der von andern Höfen zweymal weggejagte, nichtswürdige Würtembergische Minister, Montmartin, ward nach seiner letzten Dienst-Entlassung nicht nur mit dem Kayserlichen Geheimen Raths-Charakter behängt, sondern noch den Sächsischen Fürstlichen Höfen als Gesandter aufgedrungen; hingegen mein Vater, der Wortführer der Landstände, bey denen über seine grausam harte Vestungs-Gefangenschaft von seinen Principalen am Reichshofrath geführten Klagen, nicht nur fünf Jahre lang hülflos gelassen, sondern noch von dem damaligen Reichs-Vice-Canzler, Fürsten Colloredo, auf angeblichen Befehl Kayser Franzens I. nach Wezlar geschrieben: Daß wenn etwa von uns Kindern an dem Reichs-Cammer-Gericht Klagen und Schreyen um Justitz angebracht würden, solche unterdrückt werden sollten. Auf ernstliches und drohendes Andringen der die Würtembergische Landes-Verfassung garantirenden Königlichen Höfe, erfolgte endlich den 6. Sept. 1764. der Reichshofraths-Schluß: Den Gefangenen seiner fünfjährigen

Haften unverzüglich zu entlassen. Der in ganz Deutschland als ein Justitz-Mäkler bekannte, längst vor einem höhern Richter stehende, damalige Referent knüpfte aber noch die leichtfertige Clausul daran: „Wofern sich sämtliche von den Landständen angezeigte Umstände angebrachter Maaßen verhalten sollten"; als ob man dieß nicht binnen fünf Jahren hätte erfahren können; als ob es nicht die erste Pflicht des Referenten gewesen wäre, vor allem andern das Factum in allen seinen begleitenden Umständen aufzuklären? Wenn nun der Herzog Carl sich an den Buchstaben der Reichs-Hofräthlichen Verordnung gehalten hätte, würde er eine gleißnerische von dem Hof-Publicisten verfaßte Paritions-Anzeige übergeben, zu gleicher Zeit aber eine Untersuchungs-Commission zu Erörterung der angeblichen Klagen niedergesetzt haben, welche dann als eine im Fürsten-Recht gegründete ordnungsmässige Anstalt von dem gewissen- und gefühllosen Referenten eben wohl würde gebilliget, die Commission selbst aber zehen, zwanzig oder hundert Jahre hinaus gezerrt worden seyn, inmittelst der ehrwürdige Patriot in seinem Felsennest hätte schmachten und verschmachten können. Der Herzog

war aber gerechter, als seine Richter. Er hätte sich auch gegen die Königliche Höfe noch lange mit allerhand Ausflüchten behelfen können; sein Gewissen sprach aber stärker, lauter mit ihm, als der Reichshofrath; er entließ, ohne von jener Clausul Gebrauch machen zu wollen, den Unschuldigen, und vergütete in den nachfolgenden zwanzig Jahren seines langen Lebens die ehemalige Härte durch hundertfache Beweise von Reue, Güte, Vertrauen, Achtung, und Ihm, und seinen im Würtembergischen angesessenen Kindern und Kinds-Kindern, bewiesene Wohlthaten.

2.

Gott behüte uns vor dem Original!

Sey König! brich dem Volke deinen Eid;
Du wirst bewundert, wärst du noch so klein!
Führ' ungerechten Krieg, und werde reich
Durch Kirchenraub: Dein Pöbel staunt dich an.
Nicht lange! die gerechte Nachwelt nimmt
Den Prüfstein in die Hand; sie prägt das Gold
Mit edlem Stempel; falscher Münze drückt
Ihr sichrer Arm ein daurend Brandmaal auf *).

*) Graf Friedr. Leop. von Stolberg in dem Gedichte: Der Prüfstein, im deutschen Museum 1783. Nov. S. 388.

3.
Fürsten-Generationen.

Adam zeugte einen Sohn nach seinem Bilde. So gehts durch das ganze Menschen-Geschlecht, so sind auch die Fürsten-Generationen, durch ganze Geschlechts-Reihen hindurch. Manchmal bleibt von der Art der Mütter, von ihrem Phlegma, von ihren Capricen, von ihrer Gutmüthigkeit, u. s. w. was hangen. Das giebt dann Spielarten, zwischen welchen aber das eigene des Stamms immer hervorsticht.

Als die Schwedischen Reichs-Stände im Jahr 1633. nach dem Tod ihres großen Königs, über die Thronfolge der weiblichen Descendenz berathschlagten und endlich eins wurden, daß die Tochter Gustavs, Christine, den Thron besteigen sollte, fieng ein Mitglied des Bauren-Stands, Lorenz, an, zu fragen: Was ist das vor eine Tochter von unserm König? Wir wissen von keiner, und haben sie nie gesehen. Die ganze Versammlung fieng darüber an zu murren; der Land-Marschall antwortete dem Zweifler aber: Ich will sie Euch weisen, wenn Ihr sie sehen wollt. Die Prinzessin wurde darauf herbeygeholt, und den Bauren,

besonders aber dem unglaubigen Lorenz gewiesen, der sie dann genau betrachtete, und endlich in die Worte ausgebrochen: Ja sie ist es leibhaftig; das ist die Nase, das sind die Augen, das ist die Stirne von unserm König Gustav. Sie soll unsere Königin seyn *).

Diese genealogische Feuer-Probe dürfte man heut zu Tage nicht überall mit gleicher Zuversicht anstellen.

4.

Barometer der Fürsten-Natur.

* *

Es heißt fast bey allen Fürsten, die über ihre 60. Jahre hinaus sind: *Initium fervet, medium tepet, finis friget*, und das Ende ist gemeiniglich: Sie fahren ihren Vätern nach, und sehen das Licht nimmermehr. Sie überleben sich selbst, und ihr Geist vermodert bey lebendigem Leibe. Friedrich II. war eine Ausnahme, deren jedes Jahrhundert etwa ein Paar aufzuweisen hat; wie viele Seelen, möchte man sagen, wohnten aber in diesem

*) Memoir. de la Reine Christine par Mr. *Archenholz* T. I. p. 23.

sem Einem? Gemeiniglich vermodern ihre alte Diener mit ihnen; der ganze Gang der Geschäfte erschlafet, und allmälig wird ein lebendiges *Castrum doloris* aus der ganzen Regierung.

5.

Physiognomisches Fragment von D. Luthern.

Luther speiste einst bey seinem Herrn, Churfürsten Johann Friedrich zu Sachsen; und Herzog, nachheriger Churfürst Moriz, als ein noch junger Herr, war mit an der Tafel. Der Churfürst fragte Luthern: Was er von diesem Vetter halte? Luther sah' Morizen scharf an, und gab hernach, aus vielleicht unbekanntem Triebe, die Antwort: Der Churfürst soll zusehen, daß er nicht einen jungen Löwen aufzöge; worauf dieser erwiederte: Ich hoffe das Beste. Der Erfolg dieser Weissagung ist allgemein bekannt.

6.

Herzog Ludwig Eugen von Würtemberg gestorben 1795.

Von dem in seinem 64. Lebens-Jahr, nach einer nur anderthalbjährigen kurzen und kraftlosen

Landes-Regierung, plötzlich verschiedenen, Herzog Ludwig Eugen von Würtemberg, konnte man mit vollem Recht das Wort des *Tacitus* wiederhohlen: Major privato visus, dum privatus fuit *), et omnium consensu capax imperii, nisi imperasset †).

Von seiner Hof- und Staats-Dienerschaft und der dabey bewiesenen Wahl und Klugheit aber kann man mit eben so vielem Recht das Wort des *Tacitus* nachsprechen: Amicorum libertorumque ubi in bonos incidisset, sine reprehensione patiens, si mali forent, usque ad culpam ignarus.

7.

Ich werde mich nicht, wie mein Bruder Carl, behandeln lassen.

Als König Jacob II. in Engelland 1685. zur Regierung kam, hielt er in seinem Rath eine wohl ausstudirte Rede, worinn er in sehr abgewogenen Ausdrücken versprach, die Nation und die Kirche bey ihren Rechten und Freiheiten zu schützen. Die Geistlichen waren die ersten, die auf

---

*) Da er nur noch Prinz war.

†) Wenn er nicht Herzog worden wäre.

ihren Canzeln das Lob derselben ausposaunten; und einige giengen so weit, zu sagen: Die Gesetze selbst können uns nicht so große Sicherheit geben; denn wir haben das Versprechen von einem König, und zwar von einem solchen König, der noch nie sein Wort gebrochen hat. Die Universität zu Oxford versprach in ihrem Glückwunsch-Compliment: Ihm ohne Einschränkung und Vorbehalt zu gehorchen. Nur auf diese Art zu reden, konnte man seinen Hof bey ihm machen. Die Leute, welche sagten: Sie zweifelten nicht, daß er die durch die Reichs-Gesetze festgestellte Religion aufrecht halten würde, machten sich dadurch schon verdächtig, der königlichen Autorität zu nahe treten zu wollen; und eben deßwegen empfand es der König sehr übel, daß die Geistlichkeit der Stadt London in ihr Glückwunsch-Compliment einfliessen ließ: Daß ihre durch die Grundgesetze befestigte Religion ihnen lieber als ihr Leben sey. Auch währte es nicht lange, daß sich der König öffentlich erklärte: Daß er sich nicht wie sein Bruder Carl behandeln lassen würde, und keine Personen um sich leiden wolle, als die ihm blindlings und in Allem zu dienen sich entschliessen könnten *).

*) *Burnet* Memoir. T. III. p. 11.

8.

Der würdige Fürst.

* *

Eine Schilderung in des Chur-Pfälzischen Kirchen-Raths, Herrn Kaibel, Jubel-Rede bey dem Beschluß der funfzig jährigen Regierung Churfürstens Carl Theodor zu Pfalz-Bayern. Den 31. Dec. 1792.

Ich denke mir in der Person eines würdigen Fürsten einen Mann, der es sich zur heiligen Gewissens- und Herrscherspflicht macht (unbeschadet seiner eigenen Ueberzeugung, die eines jeden Erdensohnes erstes Heiligthum bleibet, sobald er über sich und seine Bestimmung nachdenken kann), nicht nur der Religion, zu der sich der größte Theil seiner Untergebenen bekennet, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und ihre Bekenner gegen jeden Eingriff auf ihre Besitzungen, Gerechtsamen und Freiheiten zu schützen; sondern, der auch als ein Beförderer der edlen Freiheit zu denken, zugleich eine jede größere oder kleinere Gesellschaft duldet, die friedsam ihres Glaubens leben will; wenn die Glieder derselben nur die Geschäfte und Pflichten thätiger

und getreuer Bürger des Staates gewissenhaft erfüllen. Befohlne, vom Throne her begünstigte blinde Anhängigkeit an hergebrachte Meinungen, ist eine fruchtbare Mutter der Heuchelei und Unredlichkeit. Druck, oder gar Verfolgung, solcher die gern ihres Glaubens leben möchten, erzeugt Mißmuth und Abneigung. Beide sind wie mich dünkt, als Fesseln des menschlichen Geistes, für den, der sie anlegt, und für diejenigen, welche sie tragen müssen, gleich entehrend, und können in ihren Wirkungen sehr gefährlich werden. Die wahre Religion muß Alles auf Gottes- und Menschenliebe zurückführen. Hier gelten keine Zwangsgesetze, sondern lediglich die Stimmung der allgemeinen Menschennatur; in deren Besitze, der Fürst einem jeden, der denken, glauben und empfinden kann, so lange das Recht lassen wird, zu denken, zu glauben und zu empfinden, wie auf den Verstand und das Herz eines jeden gewirket wird, bis er beweisen kann, daß sein Verstand übermenschlich sey, oder daß er ein mehr als menschliches Recht habe, auch da zu gebieten, wo die Kraft des menschlichen Geistes über jedes Gesetz erhaben ist!

Verzeihet mir diese Anmerkung, l. Z! die eine ganz richtige Folge deß, wie ich glaube, eben so richtigen Gedankens war, daß die Verfassung in der ein Fürst lebt, wenn sie anders nicht in sich selbst nachtheilig ist, den Gang seiner Verordnungen zum möglichsten Wohlstande derselben leiten müsse. Es wird mir jetzt leicht den Werth der Regierung eines solchen Mannes, in einer kurzen Schilderung darzustellen.

Er wählt die einsichtvollsten, geprüftesten Männer, an seiner Seite über das gemeine Beßte zu rathschlagen, und macht ihnen, so gewiß er dasselbe will, offene Geradheit und Uneigennützigkeit zur ersten ihrer Pflichten.

In den Aemtern seiner Herrschaft harren, von ihm genau beobachtete Pfleger der Gerechtigkeit auf genaue Vollziehung seiner Befehle; und zählen auf seine Unterstützung und mächtige Hilfe, so oft sie die Sicherheit und Wohlfarth des Landes, im Kampfe mit eigensinnigem Vorurtheile, uneigennützig suchen. Sie wissen, ihr Gebieter schlafe nicht — und sind bereit, sich wachend finden zu lassen, so oft er Rechenschaft von ihrem Haushalten fodert.

Vor seinen Augen gehet das wahre Verdienst

nicht unbemerkt, in kleinmüthiger Verborgenheit. Kaum zeigt sich ihm der Werth desselben, und dem Verdienstvollen ist seine Stätte bestimmt, auf welcher er leuchten und segnen kann.

Dem niedern Landmanne zeigt er zweifache Vaterhuld. Er kennt den Ackerbau, und des emsigen Bauern mühvolle Arbeit, als die Grundlage des allgemeinen Wohlstandes und seiner eignen Macht und Größe. Je ergiebiger der Boden ist, dessen Herr er heißt; desto sorgfältiger sinnet er auf Anstalten, die Fruchtbarkeit desselben zu erhöhen und zu vervielfältigen. Er befördert den Anbau noch nicht gekannter werthreicher Produkte, damit der unverdroßne Fleiß durch zweifachen Ertrag vergolten werde. Und damit den Pflanzer die Hofnung seines Pflanzens nicht trüge, indem er arbeitmüde schläft, schaffet der für des Landes Wohl wachsame Fürst, nicht nur die Hindernisse des Gedeiens weg, die den Saaten, wie die Pestilenz dem Menschen, im Finstern, Verderben drohen; sondern er ermuntert auch von Zeit zu Zeit, den sich vorzüglich auszeichnenden Landmann, durch ein ehrenvolles Denkmal seines Fleisses; damit der Belohnte für die Menge, die mehr durch Beyspiel, als durch

Belehrung geleitet wird — ein beglückendes Muster der Nachahmung werde.

Den Segen anderer Länder, auch in dem seinigen durch Umtausch einheimisch zu machen, und zugleich den Werth der Erzeugnisse seines Landes zu erhöhen, begünstiget der weise Fürst die Handlung, und giebt dem Handelsmanne, auch mit Verzicht auf eigenen Gewinn, ansehnliche Freiheiten. Er errichtet solche Fabriken, durch welche die Produkte des vaterländischen Bodens verarbeitet, und so mit zweifachem Gewinne dem Auslande dargeboten werden.

Wenn schon das Aeussere der Wohnung, in der des Landes Herrscher thronet, sich durch Kunstfleiß von der Hütte des Landmannes, von dem Wohnhause des Bürgers unterscheiden muß, so ist es ihm gewiß auch nicht gleichgültig, ob der Aufwand der auf diesen Pracht, von den Schätzen seines Landes verwendet wird, wieder auf dasselbe zurükströme — oder Fremden zu Theil werde. Er stiftet Pflanzstätte der Künste, damit das Kunstgenie in der Nähe Nahrung finde; ohne sie mühselig und mit vielem Aufwande in der Ferne suchen zu müssen. Gedeihet ein Künstler unter den Schaaren seiner Kin-

der, dann lohnet denselben sein vorzüglicher Beyfall; und das Innere des Fürstenhauses: ist des Fleissigen Stolz und Belohnung.

Er ruft die Weisheit aus der Ferne, damit sie dem Vaterland leuchte, und seine Kinder ihre Wege lehre. Mit fürstlichem Aufwande, sammelt er die Hülfsmittel zur Aufklärung, damit in jedem Fache der Wissenschaften und Kenntnisse, ihr wohlthätiges Licht alle Stände seines Volks bestrale. Ihm grauet vor einem erleuchtetem Volke nicht — weil er das Licht nicht scheuen darf.

Ohne Neid sieht er Andere, Welttheile beherrschen; Schaaren vor dem Schwerdte despotischer Eroberer zittern. Ihm genüget seines Landes Heil; seiner Kinder Freude und Liebe. Darum sucht er den Frieden als das sicherste Mittel, jeden Seegen, den sein weises liebevolles Herz dem Volke zugedacht hat, das ihn als Vater ehrt, zu erhalten und dauerhaft zu machen.

9.
Der unter die Hand Gottes sich tief beugende Fürst.

Herzog Friedrich Ulrichs zu Braunschweig Regierung fiel in die Zeiten des dreyßigjährigen Kriegs. Sein Land war mit kayserlichen Truppen besetzt; am Reichs-Cammer-Gericht zu Speyer verlohr er einen Proceß nach dem andern, und das von Kayser Ferdinand II. im Reich publicirte und mit Gewalt der Waffen vollzogene Restitutions-Edict bedrohte ihn mit dem Verlust eines nahmhaften Theils seiner Lande. Von seiner in dieser Lage bewiesenen Fassung nun meldet sein Leichen-Redner: „Durch solche widrige Schicksale ward das Gemüth des Herzogs sehr gebeugt. Denn als er einsmals Ao. 1629. am 11. Sept. seinen Hofprediger Tuckermann die Worte Davids 2. Samuel 15. 25. 26. *Werde ich Gnade finden vor dem Herrn, so wird er mich wieder hohlen; spricht er aber: Ich habe nicht Lust zu dir, siehe, hie bin ich, er machs mit mir, wie es ihm gefällt!* abhandeln gehört, hat er alsbald nach der Predigt an ihn geschrieben: Er hätte heut einen solchen Trost

aus seiner Predigt geschöpft, daß, so es Gottes Wille wäre, ihm das Land, und auch die Festung Wolfenbüttel nicht länger zu gönnen, so wollte er wohl zufrieden seyn; und sollte ihm das Land zur Seeligkeit schaden, so begehre er's nicht, sondern wolle sein Gemüth zum ewigen Gut setzen".

10.

Der fragende Fürst.

Im deutschen Museum des Jahrs 1783. I. Band S. 482. sind etliche läppische, kindische und ungereimte Fragen aufgezeichnet, welche der königliche Schwachkopf, Ludwig XV. in Frankreich an seinen neuen General-Controlleur Silhouette, an den venetianischen Botschafter, und an den als Sieger von Port-Mahon znrück gekommenen Marschall von Richelieu gethan. Ich könnte, wenn es mir anstühnde, ein Dutzend ähnliche Fragen von regierenden, oder doch regieren sollenden, deutschen fürstlichen Schwachköpfen daneben stellen; es mag aber an der wichtigen, jenen Erzählungen angehängten Lehre genug seyn. Sie lautet also:

„Edler Jüngling, der du einst deine Kräfte dem Staat widmen willst, laß dich dieses

nicht niederschlagen. Suche deinen Lohn in dir selbst und in dem Beyfall weniger wahren Edlen, und mache dich stark, auch allenfalls Fragen, wie diese, auszuhalten".

11.

Der fürstliche Bier-Wirth.

Heut zu Tag fällt keinem Menschen mehr was Arges darüber ein, wenn die fürstliche Cammern auf den Meyereyen und Domanial-Höfen Bier zu feilem Verkauf brauen lassen, ja wohl die Unterthanen in gewißen Bezirken dahin gebannt und gezwungen werden, ihr Haus-Consumtion in dem fürstlichen Brauhaus zu hohlen. Daß man vor 200. Jahren noch anders darüber gedacht und diese Bier-Wirthschaft unter der Würde eines Fürsten gehalten habe, beweist nachfolgender Auszug eines von Kayser Rudolf II. Dato Prag den 4. Aug. 1579. an Herzog Julius zu Braunschweig erlassenen Reichs-Hofräthlichen Rescripts *):

„Ferners als auch unter andern deren von Braunschweig Beschwer-Articuln nicht der wenigst

*) Aus Goldasts Reichs-Satzungen II. Th. S. 326.

ist, daß Ewr. Liebden auf Deroselben Amt-Häusern zu feilem Kauf Bier brauen läßt: Ob dann wohl solcher Punct deswegen, daß ein und der ander Theil den in Anno 69. aufgerichten Vertrag für sich angezogen, durch die Subdelegirten nicht vergleicht werden können, sondern zu anderer Erörterung ausgestellt werden; dennoch aber und dieweil Wir aus aller Handlung und Umständen so viel vermerken, daß eben dieser Artikul, nebst obberührter Land-Zolls-Beschwerung, derjenige ist, welcher den armen Gemeinsmann und Burgerschaft, als dem seine Nahrung durch solch Bierbrauen merklich abgestrickt wird, am allermeisten zu Gemüth gehet und denselben ganz unwillig und schwürig macht, danebenst auch erwägen, was Ewr. Liebden theils in berührtem Vertrag für Erbietens geschehen, nämlich: Daß Dieselbig den Städten und Unterthanen zu Verfang nicht brauen lassen wollte, und daß dagegen die von Braunschweig die Rechtfertigung, so sie solches Brauens halben gegen weiland Ewr. Liebden Vatern angestellt gehabt, gutwillig widerrufen und aufgehebt; so will Uns bedünken, es wollte der Verstand, den Ewr. Liebden bey beyden Handlungen aus dem Ver-

trag bey dem Wort: Haushaltung, einzuführen und zu erzwingen unterstanden, ungeachtet da die Wort: Zu feilem Kauf in Specie nicht dabey stehen, nicht statt haben, sintemal dieselbig dem angeregten Erbieten, auch Ewr. Liebden selbst fürstlichem Stand und Wesen, bey denen das Bierbrauen zu feilem Kauf und dergleichen Handlungen nicht allein ungewöhnlich, sondern auch etwas verkleinerlich, ganz zuwiderlauft, auch danebenst so viel Andeutung giebt, daß die von Braunschweig ihren Proceß umsonst und vergeblich hätten fallen lassen. Derowegen Wir dann nicht allein für billig, sondern auch Ewr. Liebden theils für's best und rühmlichst hielten, Ewr. Liebden hätte, als Wir Sie dann darzu hiemit ganz gnädiger Wohlmeinung wollen ermahnet haben, hierinnen mehr Ihr selbst fürstlich Herkommen und Stand, als etwa aus berührtem Bierbrauen habenden Nutzen und Ertrag in Acht genommen: Dabey auch angesehen die beschwerliche Zeiten und der armen Leut Dürftigkeit, und zu was Ungedult und Schwürigkeit sie daher leichtlich bewegt werden möchten; und darum zu Erhaltung guten gehorsamen Willens, und Verhütung aller-

ley Klagen und Weitläuftigkeit, angeregt Brauen zu feilem Kauf eingestellt, und dem armen Burgersmann, wie von Alters herkommen, zu Gewinnung seines täglichen Brods gutwillig gelassen werde".

12.

Der dicke Fürst.

In dem Schloße zu Anspach befindet sich ein Portrait, auf dessen Rückseite man folgendes lieset: „Der Durchl. Fürst und Herr, Herr Georg Friedrich Marggraf zu Brandenburg rc. rc. ist in Gott hochseel. verschieden am Osterdienstag den 26. April 1603. ein Viertel Stund vor 10. Uhr Vormittag, und den andern Tag hernach aufgeschnitten worden; dessen Leber hat gewogen 5. Pf. die Lunge 4. Pf. das Herz 1 ½. Pf. das Milz fünf Vierling. Der Magen ist 2. Spannen und 3. Zwerchfinger lang gewesen, und hat 6. Maas in sich gehalten. Der ganze Leib hat 4. Centner gewogen, und ist 7. Schuh' lang gewesen. Scripsit den 8. May, 1603."

Welch' ein Landes-Vater.

13.

Die Kron- und Erb-Prinzen.

* *

Landgraf Ernst Ludwig zu Hessen-Darmstadt hatte noch in seinem hohen Alter die Gewohnheit, aus dem Gebetbuch, das er von seiner Jugend an gebraucht, sein Morgen-Gebet mit lauter Stimme abzulesen. Sein Sohn und Nachfolger, Ludwig VIII. stuhnd einst mit seinem Liebling von *Minnigerode* an der Thüre des Cabinets, und wartete, bis der Herr Vater mit seinem Morgen-Seegen fertig seyn würde. Indem sie ihn behorchten, betete der alte 74. jährige Fürst: Ach *Herr! nimm mich nicht weg in der Hälfte meiner Tage!* Der Erbprinz stieß seinen Freund an, und sagte: *Hörst du, Minnigerode, was mein Vater betet? Ich muß noch lange Erb-Prinz bleiben.*

* *

Ein anderer Erb-Prinz sagte: Gott weiß, daß ich *meines Herrn Vaters Tod* nicht wünsche; ich weiß aber auch vor den Teufel *nicht, wie ein Mensch so lang leben mag.* So, just

so,

so, denkt auch sein Sohn; und so wird's auf den Enkel und Ur-Enkel fortgehen.

* *

„Sein Sohn (es ist von dem Sohn eines sehr reich gewordenen Banquier die Rede) ist ein braver guter Mann, der unendlich mehr weiß, als der Vater, aber nicht, wie er, fortschreitet; nicht die Ordnung in seiner Sache hat; nicht zunimmt, wie er; und die Söhne von diesem thun es noch weniger. Sie sind schon gewöhnt, nach der Weise zu leben, wie man nun in der Welt lebt; sie sind schon gebohrne Herrn, und ein gebohrner Herr ist meistentheils nichts".

Iselin *) fügt der Erzählung dieser kleinen Geschichte die Bemerkung bey: „Dieser Gedanke von dem gebohrnen Herrn schien mir sogleich überaus auffallend, und seither habe ich ihm oft nachgedacht. Er hat mich insbesondere auf eine Betrachtung geführt, die mir für die Erziehung sehr wichtig scheint; die zwar nicht neu ist, die aber nicht genug gemacht oder genützt wird. Es ist diese, daß die Großen und die Reichen alles er

*) In den Ephemer. der Menschheit 1777. 3. St. S. 39.

sinnliche thun sollten, ihren Kindern zu verbergen, daß sie gebohrne Herren sind. Nichts in der Welt hät so viel zu dem Unglücke unzähliger Menschen und zu dem Umsturze der blühendsten Häuser Anlaß gegeben, als das frühe Bewußtseyn der angebohrnen Herrschaft, und die Erwartung eines Wohlstandes, der nicht erworben und nicht verdient werden durfte. Mir däucht deßhalben, es sollte einer der ersten Erziehungs-Grundsätze bey reichen und vornehmen Leuten seyn, ihren Kindern alle Aussichten von Reichthümern und von hohem Stande verborgen zu halten". — — Weislich setzt er aber hinzu: „Dieses ist freilich nicht so leicht auszuführen, als zu wollen. Allein es ist schon ein beträchtliches erhalten, wenn man die Nothwendigkeit davon einsieht".

* *

Ein Heer von Schmeichlern, wenn dein Haar nur erst
In braunen Locken auf die Schulter fällt,
Wird dich umringen, wo du gehst. Ihr Wort
Wird seyn, wie deins, und ihre Ferse schnell,

---

*) In dem Gedicht: An einen neugebohrnen Prinzen, im deutschen Museum 1780. Jan. S. 3.

Dem Wunsche, den du eben wünschen willst,
Zuvor zu fliegen. Offen wird ihr Mund;
Und, wenn du thust, was deines Sclaven Sohn
Tags zehnmal thut, zu deinem Lobe stehn,
Als wär' es große, wunderseltne That.
Begleiter wirst du haben, wenn du Haus,
Und Hof, und Weib, und Kind, und Pflug
und Stier
Dem Nachbar nimmst, die sagen: Du thust
Recht!
Und wenn du Blut, wie Wasser deines Stroms,
Vergiessen wirst, dir sagen: Du thust Recht!
Und wenn du deinem Freund den Dolch ins
Herz,
Weil seine Wahrheit dir nicht wohlgefiel,
Im Taumel stössest, sagen: Du thust Recht!

* *

Wann man die Jugend- und Buben-Streiche unserer Königs- und Fürsten-Söhne mit der Aufmerksamkeit, wie von den alten Geschichtschreibern geschehen, sammelte, so würde man sich in den Weissagungen über den Character unserer Kron- und Erb-Prinzen weniger, als geschieht, betrügen! von dem künftigen Glück oder Unglück ihrer Regierung richtiger prophezeyen und sich

manche ihrer Regenten-Handlungen daraus erklären können. Ein König, in diesem Jahrhundert gebohren, der einen sehr gähzornigen Vater hatte, und von seiner Gouvernante einst gezüchtigt worden war, versteckte sich in ein Camin, brachte sie und das ganze Schloß über den vermeinten Prinzenraub in Angst und Schrecken, und fertigte, nachdem er endlich gefunden und über seine Tücke ausgeschmält war, seine Hofmeisterin damit ab: „Papa, dir den Kopf abhauen, daß du mich verlohren hast". Das sagte der Knabe von vier Jahren.

Ein anderer König, dem in seinen Jünglings-Jahren das peinliche Recht erklärt wurde, war immer mit einem: Kopf ab! zur Hand, lachte und pfiff dazu.

Ein Erb-Prinz von drey Jahren, der zween Spiel-Cameraden zur Gesellschaft hatte, schlich sich, wenn sie den Rücken wandten, hin und riß die Saiten ihrer kleinen Geigen entzwey, machte Löcher in ihre Trommeln, und freute sich mit schadenfroher Bosheit, wann die unschuldigen Kinder darüber Verweise und wohl gar, nachdem der Muthwillen arg war, Schläge bekamen. Dieses Kind wird im künftigen Jahrhundert die Liste der kleinen Tyrannen vermehren helfen.

Lavater *) schrieb einst an eine in ihrer Kinder-Zucht zu ängstliche Mutter: „Der Hauptfehler dünkt mich immer, daß Sie Ihre Kinder für schwächer halten, als sie sind. Sie können sich besser regieren, als Sie glauben; und Sie thun in keiner Absicht wohl, wenn Sie ihnen ihre Regierung aufdringen. Eben das ewige Zurechtsetzen, als ob sie sich selbst nicht zu rathen und zu helfen wüßten, macht sie sodann trotzig und Joch abwerfend". Ein wichtiges Wort, das man nicht nur allen Prinzen-Hofmeistern empfehlen, sondern auch manchem Minister über seinen Herrn ins Ohr sagen möchte.

14.

Er studirt, wie ein Herr.

D. Selneccer meldet in der dem löblichen Churfürsten August von Sachsen Ao. 1586. gehaltenen Leichen-Predigt: Es redet der fromme Churfürst dermaleins seiner Hofprediger einen an, der bey Seiner Churf. Gnd. Sohn, Herzog Alexander gottseeliger Gedächtniß, gewesen und

*) S. Antworten auf wichtige Fragen ꝛc. 1790. IV. Stück S. 345.

fraget ihn: Wie studiert mein Sohn? Derselbe aber, als er geantwortet: Wohl, Gott dem Herrn ist zu danken; hält Seine Churf. Gnd. weiter an: Ey, saget nur recht zu. Er wiederum demüthigst gesagt: Gnädigster Churfürst, ich danke je Gott; es läßt sich alles wohl an, ob er gleich studiert, wie ein Herr. Darauf der hochlöbliche Churfürst angefangen zu lachen und gesagt: Das ist ein gute Antwort. Wolan er soll kein großer Doctor werden; er soll mir aber gleichwohl ein Catechismus Doctor werden, sonst töchte (taugte) er nichts zum Herrn.

15.

Von dem Studio deutscher Prinzen der Landes- und Staats-Geschichte ihrer Häuser *).

„Ausser der Reichs-Historie ist einem Reichs-Fürsten auch die Landes-Historie gar sehr vonnöthen und in der That fast unentbehrlich. Denn gleichwie ein Fürst aus der Reichs-Historie erlernet, wie er sich gegen dem Kayser und Reich,

*) Aus des Kanzler von Ludewig Erläuterung der goldenen Bulle II. B. S. 1475.

dem Exempel seiner Vorfahren nach, aufzuführen: Also giebt ihme die Landes-Geschichte darinnen ein nöthiges Licht, wie er sich bey allen vorfallenden Gelegenheiten gegen seinen Landes-Ständen, Prälaten, Herren, Rittern, Landschaft, Bürgern und Städten, und diese gegen ihme als Landesherrn zu verhalten. Und weil ein Landesfürst mit dergleichen Verrichtungen alle Tage zu thun, da hingegen die Reichs-Sachen nur dann und wann fürkommen, so kann auch jeder leichtlich erkennen, warum ihme diese Landes-Historie nöthiger, als die Reichs-Historie selbsten sey. Weil aber dergleichen Sachen kein ordentlicher Informator versteht, als der nur etwa die Genealogie des Hauses und andere gemeine Dinge aus der Historie des Landes zusammenklauben und vortragen lernet; so wäre wohl zu wünschen, daß einer von seinen ältesten und der Landes-Sachen erfahrensten Räthen sich die Mühe gäbe, oder von dem Herrn daraus ersehen würde, diese Landes-Geschichten dem Prinzen selbsten zu erklären und beyzubringen; in mehrerer Erwegung, daß hiezu die beste Hülfe aus der täglichen langen Erfahrung und aus dem Archiv zu nehmen. Im übrigen, so viel den Nutzen zur Sittenlehre anbe-

langt, solches mag man wohl dem gemeinen Informator lassen, davon aber in manchen Häusern mehr böses, als gutes angerichtet wird; indem zu dieser Lehre auch die alte Hofleute kommen. die sich mehr erinnern, was dieser oder jener von den fürstlichen Vorfahren vor Maitressen gehabt; wie viele Banquete und Gastmahle er ausgerichtet, wie viele Humpen Weins er auf seinen Leib genommen, wie viele Hunde er gehalten, und wie manches Wild er gefället; was er vor einen reichen Aufgang in Küchen und Keller gehabt, und was er etwan sonsten vorgenommen, davon sie ihrem Prinzen, ihren Passionen nach, die Folge wünschen, als was er im Land und Staat nützliches und löbliches ausgerichtet. So hat man wohl aus der Erfahrung, daß manchen Prinzens Gemüth durch die Historie seines Hauses mehr auf böse Thaten verleitet und verdorben, als zu etwas Gutes gebracht worden. Die Häuser Oesterreich und Brandenburg haben hier etwas zum voraus, weil die allermeisten Herren in denselben tugendhaft gewesen".

* *

Dieser Predigt eines alten politischen Pädagogen noch ein Paar historische Bemerkungen beizu=

fügen, so ist mir wissend, daß Kayser Joseph II. vorzüglich in der pragmatischen Geschichte seines Hauses, besonders der neuern Zeiten, unterwiesen werden sollte. Das Unglück wollte, daß diese Arbeit dem Staats-Secretario, Baron von Bartenstein, aufgetragen wurde, der zu dieser Zeit das ganze Vertrauen der Monarchin besaß; denn unter den Ministern war freilich kein Seld, Granvella oder Harrach mehr, der Zeit, Kenntnisse und Geschicke dazu gehabt hätte. Bartenstein schrieb also einen dicken Folianten zusammen, worinnen sein Leben und vermeintliche Thaten das Hauptwerk ausmachten, dem billig noch ein zweiter Band, so die Geschichte seiner politischen Fehltritte enthalten hätte, von einer bessern Meisterhand hätte nachfolgen sollen. Joseph II. mußte also auch hierin thun, was er in allem andern that: sich selbst unterrichten, sich selbst bilden und die Resultate sammlen, die ihm zwanzigjähriges An- und Zuschauen gewährte.

Das Haus Brandenburg hat an seinem grossen König Friedrich II. einen Geschichtschreiber aufzuweisen, der so original, als der König selbst, ist. Nun bleibt mir noch der Wunsch übrig, daß uns oder unsern Nachkommen die von dem Mo-

narchen selbst bearbeitete Staats-Geschichte seiner langen und glorreichen Regierung noch geliefert, und seinem vortreflichen Minister von Herzberg so viel Muße zu Theil werde, die statistische innere Länder-Geschichte, wovon derselbe einige köstliche Fragmente mitgetheilt, in ihrem weiten Umfang wenigstens zu entwerfen *).

Das fürstliche Haus Hessen-Cassel hat an seinem jetzigen Regenten einen aufgeklärten und einsichtsvollen Kenner seiner Staats- und Landes-Geschichte; und die Arbeiten, welche Wilhelm IX. noch als Erb-Prinz und regierender Graf von Hanau in diesem Fach selbst unternommen, werden noch späte Denkmahle davon bleiben.

In dem fürstlichen Haus Hessen-Darmstadt hatte der jetzige Herr Landgraf als Erbprinz in seinen Jugend-Jahren Verlangen, in der Geschichte seines Hauses unterrichtet zu werden, und

*) Dieser Wunsch ist nach dem Tod des großen Königs durch die Ausgabe dessen hinterlassener Werke in der französischen Ursprache und deren deutschen Uebersetzung so vollständig erfüllt worden, daß man darüber aus Abgötterey und Mangel an Delicatesse sogar vergessen hat, was man der Ehre und Andenken des grossen Manns und seiner eigenen Nation schuldig war, um Scandale und Possen allerhand Art mit einzurücken.

der jetzige Geschichtschreiber und Consistorial-Rath Wenk bot sich mit Vergnügen dazu an; der französische Hofmeister des Prinzen, Bellisary, lehnte es aber mit dem höhnenden Ausdruck ab: Une maison, comme la vôtre, n'a point d'histoire. Wie es nachhero gegangen, weiß ich nicht, da ich den Regierungs-Antritt dieses Fürsten im Dienst dessen Hauses nicht mehr erlebt habe. Auf meine Veranstaltung und Vorschlag ward gedachter Herr Wenk zum Geschichtschreiber des Hauses bestellt; der indessen ans Licht getretene erste und zweite Band seines historischen Werks ist aber, wie es auch nicht wohl anders seyn konnte, nur noch geographisch-historische Landes-Geschichte. An Scharfsinn und Einsicht zu einer pragmatischen und vor die Prinzen dieses Hauses Spiegel-Dienst leistenden Haus- und Lebens-Geschichte seiner Regenten fehlt es dem gelehrten und verdienten Mann gewiß nicht, und seine Jahre lassen auch noch Fortsetz- und Vollendung des angefangenen Werks hoffen; wenigstens ist zu wünschen, daß sie nicht den unvollendeten Pendant zum Schloß in Darmstadt abgeben möge. Es ist aber mit dem Spiegelmachen so eine eigene Sache; und, Wahrheiten zu verschweigen, vor

die Ruhe eines ehrlichen Mannes freilich sicherer, als sie zu predigen und zu schreiben.

Das fürstliche Haus Baden hat durch den großmüthigen Aufwand seines jetzigen edlen Fürsten, eines Kenners und Schätzers jeder nützlichen Wissenschaft, von Schöpflins Meisterhand, eine so wohl Haus- als Landes-Geschichte erhalten; und da der Herr Marggraf, zu einem eben so seltenen als rühmlichen Beispiel, zugleich der Lehrer seiner eigenen fürstlichen Söhnen geworden, so läßt sich gar nicht zweifeln, daß unter vier Augen manche belehrende, ermunternde und warnende deutsche Note zu Schöpflins lateinischem Text geliefert worden seyn werde.

Von dem Haus Würtemberg sind in dem von mir ehedem herausgegebenen patriotischen Archiv bereits verschiedene einzele Biographien dessen Regenten enthalten, welche ehedem zum Dienst und Lehre des Herzogs Carls von dem Geh. Rath Renz entworfen waren; des größern Sattlerischen Werks, und was wir von dem zum Historiker gebohrnen Herrn Hofrath und Prof. Spittler theils bereits erhalten, theils noch zu gewarten haben, nicht zu gedenken.

16.

Noch ein Wort, wie Fürsten-Kinder die Geschichte ihres Hauses studiren sollten.

„Alles ruft uns zu: Willst du weise und glücklich seyn, so hüte dich vor keinen Sünden eifriger und sorgfältiger, als vor denen, welche in deiner Eltern und Voreltern Hause herrschten! Nun forsche ein jeder in der Geschichte seiner Familie, um die gangbaren Laster derselben aufzufinden. Er durchblättere aber nicht nur den öffentlichen Theil seiner Familien-Geschichte, sondern studire noch weit mehr den geheimern verborgenen Theil derselben. Er selbst wird manches davon noch wissen, seine Geschwister werden ihm viel davon sagen können; auch werden die vertrautesten Freunde seiner Eltern ihm noch wichtige Entdeckungen darüber machen. Wir forschen ja wohl eher in den Geschichten unserer Häuser sehr lange und begierig nach, und lassen uns keine Mühe deshalb verdriessen; wir lassen wohl lange Ahnen-Verzeichnisse und große Stammbäume verfertigen, die am Ende weiter nichts darthun, als daß wir nicht von uns selbst sind, sondern eben so Vorfahren ge-

habt haben, wie sie die ganze Welt hat. Es würde viel zur Nutzbarkeit solcher Ahnen-Verzeichnisse beytragen, wenn bey jedem Ahnherrn, am Rande etwa, sein herrschendes Laster angeführt wäre, falls er nehmlich ein solches hatte. Die Nachkommen würden oft am sichersten sich dadurch überzeugen können, daß sie von ihm abstammten. Wenn wir denn nun mit jener Nachforschung der Geschichte unserer Familie fertig wären, so dürfte wohl vielen unter uns das Herz klopfen; sie würden mit Erstaunen gewahr werden, daß nicht nur die Laster ihrer Vorfahren auch würklich die ihrigen wären, sondern daß sie auch viel weiter darinnen fortgerückt wären, als jene. O ihr, die ihr in diesem Falle seyd, ich bitte euch bey der Liebe zu euch selbst, bey der Zuneigung gegen die eurigen, und bey der Barmherzigkeit gegen die Nachwelt, machet Halt; stehet still auf der Bahn des Lasters, die eure Voreltern betraten, eure Eltern giengen, und ihr ihnen bisher nachwandeltet. — Vielleicht, daß wir, wenn wir die Sünden unserer Eltern und Voreltern fliehen, auch manches Böse dadurch wieder gut machen, das sie vor andern gestiftet haben. Wie verdient

machen wir uns alsdann sogar um unsre Voreltern; wie werden diese uns einst bey der allgemeinen Zusammenkunft in der zweiten Welt dafür noch danken, daß wir Schimpf und Schande weggewischt haben, womit ihr Andenken in der ersten Welt sich beflecket hatte.

Haben unsere Eltern und Voreltern aber schöne und große Tugenden ausgeübt; sind diese in unserer Familie herrschend gewesen, o diese, diese lasset uns sorgfältig beibehalten; lasset uns sie fortsetzen und unsere Kinder wieder lehren, sie noch vollkommener ausüben, als unsere Vorfahren sie ausübten, und sie unsern spätesten Nachkommen noch als den schönsten Familien-Nachlaß empfehlen und vermachen, so werden wir dadurch den Wohlstand, die Ruhe und die Glückseeligkeit unserer Häuser noch fester gründen, als wir sie schon fanden. Fast unzerstörbar werden wir sie machen, und wenn wir dann in die Welt der Vollendeten übergegangen sind, so werden wir unsern Vorfahren zurufen können: Wir haben Unschuld und Unsträflichkeit, Heil und Glück unsern Nachkommen noch schöner übergeben, als ihr sie uns übergabt! Und sie werden uns antworten: Darum giengen wir euch auch mit unserm

Beyspiele vor, und so hattet ihr gut nachfolgen und übertreffen; daß ihr dieß nun aber thatet, dafür soll auf Erden euer Lob von der Nachwelt und hier im Himmel von der Vorwelt noch ertönen. O welche Vorstellungen, welche Aussichten *)"!

17.

So sollten alle Fürsten denken.

Churfürst August zu Sachsen (gest. 1586.) schrieb bey einer gewissen Gelegenheit mit eigener Hand: „Ich will meine Seeligkeit nicht stellen auf Menschen, die wol irren können. Handlen meine Theologen zu Leipzig, Wittenberg oder anderswo, recht, so gefällt es mir wol; handeln sie aber unrecht, und führen falsche Lehre, so bin ich der erste, der ihnen zuwider".

18.

Welchem Fürsten ein Mann von Ehre niemahls dienen sollte.

* *

Ein Fürst, der alte, treu und bewährt erfundene Freunde vergißt und vernachläßigt; der alte

*) Sintenis Predigten, S. 305. u. f.

alte treue Diener, weil sie, ihres Werths bewußt, zu stolz sind zu kriechen, zu betteln und sich selbst ins undankbare Andenken zu bringen, lieber schmachten und darben läßt, hingegen Unverschämte und Unwürdige vorzieht, begünstiget und mästet, der thut freilich nichts, was nicht längst vor ihm Lauf der Welt war und es bis ans Ende der Tage bleiben wird. Ein Mann von Ehre und Selbstgefühl aber, der solche Beyspiele vor sich sieht, und die Wahl in seiner Macht hat, Ja oder Nein zu sagen, sollte einem solchen Fürsten, um welchen Preis es immer sey, nie, nie dienen, ihn vielmehr fliehen und mit sichtbarer Gleichgültigkeit strafen.

19.

Wie Gott zuweilen die Fürsten strafe?

Wie straft Gott die Fürsten, die einen treuen würdigen Minister oder andern redlichen Diener, der ihnen nicht heucheln und schmeicheln wollte, im Dienst ermüdet und aus demselben fortgedrückt haben? Am ersten und schwersten damit: Daß sie sich allein weise dünken, guten Rath nicht verlangen, und, wenn er ihnen ungebeten gegeben wird, verachten, und so ihrem Eigendünkel und

Eigensinn Preis gegeben werden; sodann daß sie sich Schmeichler und Jaherrn zu ihren Vertrauten wählen oder sich ihnen überlassen, und so zuletzt ein Blinder mit dem andern in die Grube fällt; und endlich, daß andere brave Diener an jenen Beyspielen Wink und Warnung nehmen, und, wann oder so bald sie können, aus einem Dienst, wo man nur mit Gefahr rechtschaffen seyn kann, zu entfliehen suchen, so daß ihnen nur die Grundsuppe und das Lumpenvolk, das nirgend anders wohin weiß und dem auch Hundebrod noch gut genug vor den Hunger ist, übrig bleiben.

20.

Ich freue mich: Nun sind Sie mein.

* *

„Ich freue mich, daß ich nun endlich sagen kann: Sie sind mein! Mit der größten Ungeduld habe ich diesem Augenblick entgegen gesehen und ich schmeichle mir, daß Sie den gethanen Schritt zu bereuen nie Ursache haben werden". Das schrieb im Jahr 1740. Friedrich der Zweyte, der Große, der Einzige, an seinen geliebten philosophischen Freund, den Chur-Sächsischen Gesandten zu Berlin, von Suhm; und dieser hatte

auch nicht Ursache, noch Zeit, sich diese Wahl gereuen zu lassen, weil er kurz hernach starb. Ein deutscher Fürst schrieb im Jahr 1772. an einen aus dem Dienst eines großen Monarchen durch langes Bitten und vieles Versprechen in den seinigen gelockter Minister ganz in der nehmlichen süßen Melodie; es folgte aber auf die Morgenröthe schöner Worte nach etlichen Jahren noch am Abend des Lebens von beyden ein schweres Donnerwetter und Hagelschlag nach; der dem in seinen Hofnungen Betrogenen, die alte, eine Zeitlang vergessene, weltbekannte Warnung: Sich niemahls verlassen auf Fürsten, wieder lebendig fühlbar und erinnerlich machte.

21.

Stanislaus, Rex.

Der zweymahl gewählte und zweymahl entthronte König Stanislaus in Pohlen schrieb sich, da er nur noch Herzog in Lothringen war, kraft des in den Friedensschlüssen ihm beibehaltenen Königlichen Titels, noch immer: Stanislaus Rex. Wenn er sich dabey seinem fleischernen, geistlosen, unthätigen, unvermögenden Rivalen, dem Sächsischen August, gegenüber dachte, konnte es

nicht fehlen, daß in der Seele des edlen, in seinem Unglück noch mehr als im Glück großen Mannes, bey jeder solchen Unterschrift der Gedanke auflebte: Ich war König; ich war's werth, es zu seyn; ich bin's noch, mehr, denn der, so die Crone trägt, weil ich mich selbst zu besitzen gelernet habe.

22.

Religion der Monarchen.

Wahr ist's, die Scepter und Cronen kommen von Gott, so wie alle übrige Dinge der Natur. In diesem Puncte sind die Könige wenigstens Christen; aber im übrigen sind sie Atheisten. Denn da sie behaupten, daß sie nur in der künftigen Welt Rechenschaft schuldig seyen, ihre Handlungen und Regierungen aber so führen, daß es ihnen davon Rechnung zu geben unmöglich wäre, so ist's deutlich, daß sie an keine Ewigkeit glauben *).

---

*) Wekhrlins Ungeheuer II. B. S. 75.

23.

Natur-Recht der Despoten.

* *

„Wer kann oder wird so keck seyn, zu läugnen, daß dasjenige, was Licht und Recht der Natur auch die lehret, welche das geschriebene Wort Gottes nicht haben, die Regenten und Landesherren gleichfalls verbinde, es seyen nun allgemeine Pflichten aller Menschen oder besondere der Obrigkeiten. Es gereichet in Wahrheit den Großen zu keiner Ehre, wenn man erst durch solenne Landes-Verträge festsetzen und sich von einem Landesherrn bedingen muß, er wolle niemand unschuldiger Weise strafen, gefangen nehmen oder gar ums Leben bringen; er wolle keinen Beklagten verdammen, ehe er ihn mit seiner Verantwortung vernommen habe, u. s. w. Und was ist dann erst von dem Fall zu sagen, wenn Land-Stände oder andere Unterthanen gerichtlich oder aussergerichtlich klagen müssen, daß auch sogar das gedoppelte geheiligte Band der Natur-Rechte und der Landes-Verträge sie nicht gegen die Gewaltthätigkeiten ihres Landesherrn, oder eines bösen Ministers, schützen könne"?

Moser von der Landes-Hoheit der deutschen Reichsstände (1773.) S. 276.

24.
Pandora der Königlichen Allmacht.

* *

„Es verhält sich mit den Königen nicht, wie mit andern Menschen, deren Vorurtheile man angreifen, denen man die Wahrheit zeigen, die man nöthigen kann, sich ihr zu ergeben. Die Allvermögenheit flößt immer Furcht ein; und es giebt sehr wenige Menschen, die fähig sind, sich der Gefahr auszusetzen, kühne und nützliche Wahrheiten zu sagen. — Aller Orten, wo Particular-Vortheil gegen das allgemeine Wohl kämpft, zieht das letztere den Kürzern. Die Fürsten müßten unaufhörlich die ewigen Wahrheiten vor Augen haben, welche Fenelon mit so vielem Muthe an einem Hof predigen durfte, der von allen Arten der Schmeicheley trunken, mit allen Fallstricken der Verführung umgeben, und durch alle Arten von Eitelkeit geblendet war. Wenn man aus seinem göttlichen Buche das Handbuch der Könige machen könnte, so würde die allgemeine Glückseeligkeit gewiß bewürkt werden. Aber Fenelon starb verwiesen, entfernt vom Hofe".

Commentar über die Denkschriften des Gr. v. St. Germain in den Ephemeriden der Menschheit 1781. 9. St. S. 302.

25.

Wie Könige Vater und Mutter ehren.

Als Ludwig XIII. in Frankreich, auf Verhetzung des Cardinals von Richelieu im J. 1630. seine eigene Mutter gefangen nehmen und exiliren ließ, und endlich über diese unnatürliche Behandlung das Gewissen in ihm erwachte, suchten ihn seine Augendiener von Casuisten damit einzuschläfern, daß sie diesem einfältigen König vorstellten: Gott habe zwar befohlen, Vater und Mutter zu ehren; er habe aber nicht befohlen, daß man beständig mit ihnen leben solle. Der König sey also, um des Beßten willen seines Staats, wohl befugt, seine Mutter von sich zu entfernen, ja nöthigen Falls auch des Reichs zu verweisen *).

26.

Wie die Könige lieben.

K. Ludwig XIV. in Frankreich setzte in der seinem Enkel, K. Philipp in Spanien, im Jahr 1700. mitgegebenen Instruktion, die in dem Mund eines Königs fürchterlich lautende Worte †):

*) Memoir du C. de Brienne T. II. p. 50.

†) Memoir. polit. et milit. de Noailles T. II. p. 4. N'ayés jamais d'attachement pour personne.

„Habt niemahls gegen jemand eine Vorliebe oder Anhänglichkeit". Ein weiser Mann machte die Glosse darüber: „Diese Lehre braucht man den Königen nicht erst zu geben; denn, wer nicht nöthig hat, andern zu gefallen, liebt ohnehin selten".

Wie treu und pünctlich der junge König diesen großväterlichen Rath befolgt habe, hat sich, unter mehrern andern nachfolgenden Beyspielen, an der fast unmächtigen Favoritin, der Prinzessin von Ursins, gewiesen. Diese weltkluge Frau bekannte in dem größten Glanz ihres Glücks in einem vertraulichen Schreiben an eine Freundin *): Wie

*) Lettre de la Pr. des Ursins à la Marechal des Noailles du 16. Dec. 1701. Ma faveur augmente tous les jours auprés de la Reine, et je ne sais presque plus, qui de leurs Majestés me fait l'honneur de m'aimer d'avantage. Cela me flatteroit beaucoup, si je pouvois m'ôter de la tête, que les Rois sont faits pour êtres aimés, *mais que dans le fond ils n'aiment jamais rien.* Ces grands Princes seroient malheureux, si Dieu les avoit fait autrement. Nous sommes au désespoir, quand nous perdons un ami; quelle vie méneroient-ils; si, perdant tous les jours une infinité de sujets pleins de zéle pour leur service, ils étoient aussi sensibles que nous? Il faut donc se contenter qu'ils n'oublient pas le nom des gens, qui leur deviennent inutiles,

sehr sie überzeugt sey, daß die Könige im Grund niemand, als sich selbst, lieben; und wenige Jahre darauf machte sie die schmerzliche Erfahrung an ihrer eigenen Person davon, da sie als ein Opfer der ehrgeizigen Elisabeth Farnese, gleich einer Missethäterin bey Nacht und Nebel aus dem Reich gejagt wurde.

27.

Schriftsteller-Rache an dem Andenken böser Fürsten.

Bischof Burnet *) erzählt eine Unterredung, die er mit der klugen und tugendhaften Königin Maria von Engelland als damaligen Prinzessin von Oranien gehabt. Sie fragte ihn nehmlich, warum wohl der König, ihr Vater, (Jacob II.) gegen den Herrn Jurieu, einen so geistreichen und vor die Vertheidigung der Wahrheit so beeiferten Schriftsteller, so sehr erbittert gewesen sey? Burnet antwortete: Jurieu habe in seine Schriften zu viel Bitterkeit und Galle einfliessen lassen. Unter andern Personen, deren Ehre er sehr ange-

---

et croire qu'on leur est fort obligé, quand on obtient d'eux des graces a force de les demander.

*) Memoir. histor. de la Gr. Bretagne T. III. p. 154.

griffen, sey die Königin Maria von Schottland eine von denen gewesen, die er am übelsten behandelt; daher das verhaßte Gemählde von ihr auch ihren Nachkommen zu nahe trete, und es nicht anständig schiene, daß solches just von einem Geistlichen geschehen sey, der so viel Eifer und Ergebenheit vor Ihro Königl. Hoheit bezeuge. Die Prinzessin antwortete aber darauf: Herr Jurieu war berechtigt, sich aller Vortheile zu Vertheidigung einer guten Sache zu bedienen; er war daher verbunden, den wahren Charakter der Verfolger der Wahrheit darzustellen. Wenn also das wahr ist, was er von der Königin von Schottland gesagt, so kann man ihn nicht darüber tadeln. Die Fürsten, welche übels thun, müssen sich gewärtigen, daß man sich an ihrem Andenken räche, da man es nicht an ihrer Person thun kann; und das, was man sie in diesem Betracht leiden macht, ist nur sehr wenig in Vergleichung dessen, was sie andere leiden gemacht haben.

28.

Kopf-Beugen, anstatt Knie-Beugen.

Niemand hat sich darauf besser verstanden, als Kayser Joseph II. Er war der angenehmste Ge-

sellschafter, der leutseligste, herablassendste, populärste Fürst seiner Zeit, wenn, wo und so oft er wollte; in seinen Regenten-Handlungen, Befehlen und Verordnungen aber der strengste Despot. Nach der uralten Spanischen Etiquette war bey der Erscheinung vor ihm das Kniebeugen eingeführt; man beugte also, gemächlich genug, das Knie, und durfte dabey raisonniren, so viel man wollte. Die Engelländer thun's noch vor ihrem König und dessen Familie, und sind das freyeste Volk auf dem Erdboden. Joseph schafte unter dem scheinbar demüthigen Vorwand, daß diese Ehren-Bezeugung Gott allein gebühre, durch ein eigenes Edict das Kniebeugen ab; hingegen verlangte er von seinen Räthen, Dienern und Unterthanen einen weit unumschränktern Gehorsam, als ihn Gott selbst von den Menschen fordert.

29.

Die politische Tugend.

* *

Nach und nach macht sich's, scheidet sich's, setzt sich's. In unserer Jugend wußte man nur von Einer Tugend; und wenn man ja unterschei-

den wollte, so theilte man sie in christliche und moralische. Die Geburt der politischen Tugend haben wir erlebt; dieser Bastart wurde legitimirt, und in guten Gesellschaften aufgeführt, da er schon ziemlich herangewachsen war. Da er vornehme Eltern und Verwandschaft hat, so schämt er sich auch seiner Herkunft und Familie nicht. Er hat in gute Häuser geheurathet und sich mit reinem Blut so vermischt, daß man nun seinen Kindern die Mackel ihres Ursprungs ohne Beleidigung nicht mehr erinnerlich machen darf. Sie bleibt ihnen aber doch; und Kenner lassen sich nicht täuschen, wenn auch gleich bey der Ahnen-Probe der Stamm-Vater verschwiegen wird; das ist, an Ort und Stelle, wo noch Ahnen-Proben verlangt werden, die freilich überall von selbsten aufhören, wo Concubinat, Vielweiberey und Mißheurathen allgemeine Haus- und Landes-Sitte geworden. In denen in französischem Sold gestandenen Schweizer-Regimentern konnte nur ein gebohrner Schweizer Hauptmann werden. In Republiken, aber auch nicht mehr in allen, wird nichts als politische Tugend erkannt, was nicht auch ursprünglich moralische Tugend ist.

30.

Das Commerz unter einem militarischen Despoten.

Die Handlung in einem nach militarischen Grundsätzen und Methoden regierten Staat stellt sich von einer sehr seltsamen und widerlichen Seite dar. Just so, wie der Despot mit seinen Unterthanen und Soldaten zu Werk geht, mit ein wenig Recht und desto mehr Gewalt, behandelt er die Handlung in seinen Landen. Er will gleich erndten so bald er gesäet hat, ja manchmahl, wo er auch nichts ausgestreuet hat. Mit Zwang wird alles angefangen, mit Gewalt fortgesetzt; und Armuth, Verwirrung und Betrug ist gemeiniglich das Ende. Die mühsame Pflege der aufgehenden kleinen Keime eines in seinem langsamen Wachsthum erst Früchte bringenden Baums ist nur das Werk eines gedultigen Geistes; Gedult ist aber nie die regierende Tugend einer militarischen Verfassung. Das große Wort: Freiheit die Seele der Handlung, hat hier eben die Bedeutung, wornach der Soldat unter seinen Spießruthen und Prügeln sich noch der Freiheit rühmeu kann.

Wohl darf der Unterthan sein ganzes Haus mit Seide überziehen, wenn er nur die Stoffe in den einheimischen Fabriken nimmt; er darf die Kutschen-Riemen mit goldenen Tressen besetzen; er dürfte die Pferde mit lauter Zucker füttern und die Gänse aus Porcelain tränken, wenn nur das theure Geld dafür vor inländische Waare bezahlt wird, welche deßwegen schlecht seyn darf und muß, weil der Fabrikant dem Despoten den beßten Profit für die Privilegien und Monopole zum voraus hingeben muß.

31.

Wie die Humanität der Fürsten allmählig verlohren geht.

Wodurch wird ein Fürst von weichgeschaffener Seele allmälig hart? Ich begnüge mich, nur einige Ursachen zu nennen, ohne sie weiter auszuführen: Durch strenge Erziehung und üble Behandlung in der Jugend; durch zu lange erduldeten Zwang; durch das Kriegsleben; durch lange Gewohnheit des Befehlens und einer knechtischen Befolgung seines Willens, durch Gefälligkeit der Schmeichler und Augendiener, und die daraus

erwachsenden verächtlichen Begriffe von dem Menschen.

Die übrigen Gründe sind nicht minder wichtig und mannigfaltig, wodurch die mildere, sanfte Gesinnungen, die Humanität der Fürsten gegen ihre Diener und andere Menschen überhaupt, allmählig verlohren geht.

Nur noch bey einem Punct stehen zu bleiben, so ist unlaugbar: Das Interesse eines Fürsten und seiner Hof- und Staats-Diener stehen, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, in einem beständigen Conflikt, in einer steten Ebbe und Fluth mit und gegen einander. Je mehr den Herrn Gehorsam, Unterwerfung, Uneigennutz, Diensteifer, und wie die schönen Worte mehr heissen, im Ernst geleistet oder zum Schein vorgeheuchelt wird, je gewisser, je reichlicher hoffen und erwarten die Bescheidensten unter ihren Dienern, und je trotziger und ungestümmer fordern die Unwürdigen und Unverschämten Belohnung ihrer angeblichen Treue, Anhänglichkeit, erduldenden Zwangs rc. Je länger ein Fürst regiert, je eine größere Sammlung von Erfahrungen kann er machen, wie oft er von solchen mißbraucht, hintergangen, grob oder fein belogen

und betrogen worden, in welche er just das gegründeteste Vertrauen setzen und auf ihre Redlichkeit und Uneigennutz bauen zu können vermeinet hat.

Wie wahr ist, was über diesen Punkt zween unserer vorzüglichsten Schriftsteller gesagt haben. „Fürstliche Menschen", sagt Lavater, „sind selten ganz menschliche Menschen, in deren Atmosphären man ganz frey athmen kann. Dennoch kenn' ich Ausnahmen. Aber wir müssen auch billig seyn, und uns in ihre Lage setzen. Sie können sich nicht so mittheilen, wie unser einer. Alles mißbraucht sie, wie Alles unsere gemeine menschliche Güte mißbraucht. Sie müssen mißtrauisch werden, wie unser einer mißtrauisch werden muß, wenn das Ende von Allem ist: Mißbrauch unsers Vertrauens".

Und Zimmermann *) schreibt in besonderer Anwendung auf Friedrich den Großen: „Oft hat man über Friedrichs schreckliche Menschen-Verachtung geklagt. Hat man aber auch bedacht: Wie ganz unmöglich es seyn mag, Monarch zu seyn,

*) In den Fragmenten, II. B. S. 197.

seyn, den Menschen recht und ganz ins Herz zu sehen, und sie dann nicht oft samt und sonders aus ganzem Herzen zu verachten? Gott bewahre doch jedes reine Herz, daß es von Welt und Menschen nicht so viel wisse, erfahre und kenne, was jeder scharfsinnige und hellsehende Monarch wissen kann und erfahren muß."

Büsching *) drückte sich hierüber weniger unverblümt aus: „Man hat keine Ursache", schreibt er, „sich zu wundern, daß der König in vielen Fällen ein großes Mißtrauen geäussert und wenige Menschen für ehrlich und zuverläßig gehalten hat: Denn er war zu häufig und stark betrogen worden. Er klagte oft darüber. — Das Mißtrauen nahm bey Ihm, so wie bey jedem andern Menschen, mit dem Alter zu, und würde, wenn Er noch länger gelebt hätte, vielleicht allgemein und unerträglich geworden seyn".

Dergleichen Erfahrungen machen, mit den zunehmenden Jahren eines Regenten und bey einem halbweg düstern Temperament, spröde, kalt, argwöhnisch, mißtrauisch, erzeugen Menschen-Haß und Verachtung; und jene gehen zuweilen so weit, alle ihre Diener vor eigennützige und nur

*) In dem Leben Friedrichs II. Seite 267.

dem Grad nach verschiedene grobe oder feine Egoisten, wo nicht gar vor Betrüger zu halten; in welchem Fall der würdigste Patriot mit einem schlauen Schelmen in der Vorstellung seines Herrn sich vermengt sehen, auch wohl nach Zeit und Umständen so behandeln lassen muß, und ihm nichts übrig bleibt, als sich in seine eigene Tugend zu verhüllen, seinen Herrn zu bemitleiden, gelegenheitlich auch ihn die innere Würde fühlen zu lassen, wodurch sich ein Mann von wahrer Ehre von einem bloßen Schmeichler oder Lohndiener unterscheidet.

Eine solche Lage ist für einen Herrn sowohl als für seine Diener peinlich; doch immer für einen Regenten noch mehr, der zu bedauren und zu beklagen ist, wenn es mit ihm so weit gekommen, ehrliche Leute von unehrlichen nicht mehr nnterscheiden zu können oder zu wollen.

32.

Ich habe eine heile Haut; wen's juckt, der kratze sich.

* *

Kayser Joseph II. pflegte über die in Wien so häufig erschienenen und ihn selbst verhöhnende Spottschriften zu sagen: „Ich habe eine heile

Haut; wen's juckt, der kratze sich". Das hätten Ihro Majestät billig nicht sagen sollen. Als Mensch konnte Joseph allenfalls so sprechen; aber als ein Gesalbter Gottes, als Staats-Verwalter, wie Er sich so gerne nannte, konnte er eben so wenig über sich selbst, über die Heiligkeit seiner Würde, disponiren, als wenig ein seinen Oberherrn repräsentirender Botschafter sich ungeahndet beschimpfen lassen darf. So gar eine gemeine Schildwache ist unverletzbar, so lange sie auf ihrem Posten steht.

33.

Beharrlichkeit im Unrecht thun.

Ein Herr fühlt oft lebendig in sich das Unrecht, womit er einen seiner würdigen Diener behandelt. Er kann aber nicht Herr über das werden, was man unter Fürsten-Stolz versteht: Nicht nur sich vor seinem Diener zu demüthigen, um ihm abzubitten, das verlangt dieser nicht einmahl; sondern nur inne zu halten, still zu stehen, allmählig umzukehren und es besser zu machen. — Durch die Beharrlichkeit seines Zorns glaubt er sich selbst zu rechtfertigen, und den, den er drückt und verfolgt, in Tort zu setzen, um dem Publico

Staub in die Augen zu werfen. Es gehört aber auch zum bloßen Stillstehen schon Großmuth und ein edles Herz, weil sich immer Augendiener und Schurken finden, die einen Herrn noch mehrers besteifen, und das Feuer, anstatt es zu löschen, noch stärker anblasen; furchtsame Hasen, die lieber schweigen, als reden; und weil er, Fürst, keinen Freund hat, der Muth und Rechtschaffenheit genug hat, ihm vor die Stirne zu sagen, daß er Unrecht thue.

34.

Das Geheimniß einer weisen Regierung.

* *

Das ganze Geheimniß, der ganze Ruhm, das ganze Glück einer Regierung besteht oft lediglich darinn, wann ein Herr die Kunst versteht, jeden seiner Diener, so viel möglich, auf die Stelle zu setzen, die sich vor ihn und er vor den Platz sich am besten schickt. Je sorgfältiger dieses beobachtet wird, je harmonischer und zusammenhangender wird das schöne Ganze seyn, und das Gegentheil einen desto bizzarrern Anblick gewähren. Es kann einer ein hochverständiger Baumeister, der andere ein erfahrner Werkmeister, der dritte

ein redlicher Bauschreiber seyn, und die Zusammenstellung dieser einzelnen Talente und Verdienste rechtfertigt erst die Klugheit der Wahl. Wenn man aber, wie zu **, den Schieferdecker zum Baumeister und den Theater-Mahler zum Bau-Cassier macht; wenn man, wie zu **, einen mittelmäßigen Landwirth zum Staatsminister und Haupt des geistlichen Gerichts, und einen halbgelehrten Finanzmann *) zum Canzler einer berühmten Universität; wenn man, wie zu **, einen lahmgeschossenen Husaren-Rittmeister zum Mitglied der Gesetz-Commission und Präsidenten vom Landes-Consistorio macht, so kann bloß (wie bey Fresco-Mahlereien) die Größe eines Staats dergleichen Mißgriffe bedecken, niemahls aber ganz entschuldigen.

---

*) „Man kann doch nicht läugnen" (heißt es in der Kritik über das neue Berliner Ober-Schul-Collegium im deutschen Zuschauer VII. Band S. 160.) „daß es kein gutes Vorurtheil bey Ausländern und der Nachwelt erwecken kann, wenn der Canzler einer so berühmten Universität nicht einmahl orthographisch schreibt".

35.
Manchmahlen glückt's.

* *

Die Herrn glauben, wenn sie einem Mann, dem sie sonst wohl wollen und Vertrauen zu ihm haben, ein seiner Natur nach ganz fremdartiges Geschäft auftragen, daß sie ihm mit diesem Beruf zugleich auch die Fähigkeit, Verstand und Geschicklichkeit dazu mittheilen. Manchmahlen glückts, zumahlen bey jungen Leuthen, die wenig Nachdenken, Zweifel und Besonnenheit, hingegen desto mehr guten Willen und viel Entschlossenheit haben. So erzählt Comines von K. Ludwig XI. in Frankreich, daß er einst den Bedienten einer seiner Hofleute angetroffen habe, der weder eine sonderliche Gestalt, noch gefällige Manieren aufzuweisen gehabt, aber viel Mutterwitz und eine liebliche Stimme an sich finden lassen; diesen Burschen, so sehr er sich zu entziehen suchte, steckte der König in einen Heroldsrock und schickte ihn nach Engelland, wo er durch seine Geschicklichkeit, zu großer Zufriedenheit beeder Monarchen, einen neunjährigen Waffen-Stillstand zuwegenbrachte. Friedrich II. in Preussen hatte in diesem Stück eine Feinheit

des Tackts und Empfindung, die ihn selten irre gehen ließ. So schickte er den damahls noch jungen Grafen von Finkenstein in einem Geschäft von äusserster Wichtigkeit und Verwickelung, ohne öffentlichen Charakter, nach London, das dieser durch seine geschmeidige Klugheit so glücklich beendigte, daß der König dadurch bewogen wurde, ihn, so jung er noch war, als würklichen Staats-Minister zurück zu berufen. Eben dieß war der Fall des jetzigen Fürstlich Baadischen Ministers, Freyherrn von Edelsheim, den der König als einen noch jungen Cammerherrn zu geheimer Behandlung einer intressanten Angelegenheit nach London geschickt, und jener sie so ganz zur Zufriedenheit des Königs vollendet hatte, daß ihm vom Könige der wichtige Gesandtschafts-Posten zu Wien aufgetragen, und durch das Vertrauen, in welches er sich bey dem Staats-Canzler, Fürsten von Kaunitz zu setzen gewußt hatte, die erste Theilung von Pohlen mit dem Haus Oesterreich eingeleitet und vollendet wurde.

36.

Canzel = Publicität.

Die Publicität der Canzel war noch zu unserer Väter Zeiten für manchen bösen, schlechten und verführten Fürsten eine fürchterliche und erschütternde Erscheinung. Es wurde von den Pflichten der Regenten und Obrigkeiten nicht nur oberflächlich geredt, sondern die herrschenden Laster der Höfe, die Mißbräuche der Regierungen und Beamten öfters laut, scharf, mit heroischem, Amt, Freyheit, Leib und Gut dran wagenden Zeugnissen öffentlich gerügt; denn die Herrn respectiren noch die Stimme ihres Volks und der öffentlichen Meinung; sie hielten noch mehr über ihrer eigenen Ehre und guten Nahmen; sie schämten sich noch mehr.

Den Landesherrn auf die Canzel zu bringen, ist heut zu Tage nicht mehr gewöhnlich, weil das Band zwischen Herrn und Unterthanen viel lockerer geworden, als ehedem. Sonst waren sie und hiessen sie Landes = Väter, nun sind sie und heissen sie nur Landes = Herrn; vor einen Herrn interessirt man sich aber im Guten und Schlechten nicht so, wie vor einen Vater.

37.

Der Königliche Repräsentant.

* *

Der Marschall von Bassompierre erzählte einst in Gegenwart seines Königs, Ludwigs XIII. daß er bey seiner Gesandtschaft am Spanischen Hof auf einem elenden Maulthier seinen Einzug zu Madrit gehalten habe. Das muß, sagte der König, artig ausgesehen haben: So ein dicker Esel, wie Ihr, auf einem Maulthier. Ich bitte um Verzeihung, Sire, erwiederte Bassompierre; ich hatte die Ehre, Ew. Majestät vorzustellen.

Bravo! Das war noch vor anderthalb hundert Jahren von einem Edelmann gegen einen groben König.

38.

Respectus parentelæ zwischen Fürsten und Volk.

Wenn die Fürsten von ihren Unterthanen verlangen können, daß sie nie den respectum parentelæ vergessen, und den metum reverentialem nie beyseitsetzen, so kann dagegen ein an Verstand erwachsenes Volk von seinem Fürsten verlangen, nicht als Kinder und Buben behandelt zu wer-

den. Wenn die Fürsten Väter ihres Landes seyn wollen, so müssen sie sich auch als solche bezeugen, und das Vermögen ihrer Kinder nicht verprassen, verschulden, verjagen, verjubeln, verspielen, vertrommeln, u. s. w.

39.

Geist des Zeitalters.

„Kein antidespotischeres Zeitalter, als das unsrige, und keines, wo der Despotismus allgemeiner, despotischer und spottender mit der menschlichen Freyheit herrscht", sagt Lavater *) so fest als wahr; und wer ist kühn und dreist genug, es läugnen zu wollen?

40.

Die Töpfe und die Felsen.

„Ach Herre Gott, es ist ein ungleich Streiten, wenn die alten Töpfe wollen mit den Felsen streiten; denn es gerathe, wie es wolle, so geht's über die Töpfe. Fallen sie an die Felsen, so stossen sie sich und zerbrechen; fallen aber die Felsen an sie, so zerschmettern sie die Töpfe; das wahrlich den Töpfen zu rathen wäre, sie blieben Töpfe wie sie sind in der Küche, und unterstühnden sich nicht, auszuziehen im Felde, und wider die Berge und Felsen zu streiten". So sagte vor bald 300. Jahren Luther †). Wer wohl jetzt am Ende des XVIII. Jahrhunderts die Töpfe, und wer die Felsen seyn mögen?

---

*) In d. Monaths-Blatt für Freunde 1794. 4. St. S. 15.
†) T. III. Jen. p. 423.

Anhang.

D. Joachims Lütkemanns,

Ersten General-Superintendentens zu Wolfenbüttel und Abts zu Riddagshausen.

den 14. Sept. 1655. gehaltene

Regenten-Predigt.

Nebst einigen Worten und Winken

über die

Publicität der Kanzel.

Dr. Joachim Lütkemann war im Jahr 1608. in der Vor-Pommerischen Stadt Demmin gebohren, und wurde 1643. auf der Universität zu Rostock Professor der Physik und Metaphysik. In einer im Jahr 1649 gehaltenen Disputation behauptee er die sonderbare Meinung: Daß Christus die drey Tage über, die er im Grab gelegen, nicht wahrer Mensch gewesen sey. Darüber fieng ein dortiger Professor der Theologie Feuer, und trug auf das Verbot und Confiscation der Disputation an. Lütkemann wandte ein: Dieß wären philosophische Fragen, in welche sich die Theologen nicht mischen möchten. Die Disputation gieng also zwar vor sich; damit fieng aber der Lerm erst am. Die Sache ward an Hof berichtet, und der orthodoxe Herzog Adolph Friedrich darüber so entrüstet, daß er, bis zu näherer Untersuchung des Handels, den Professor Lütkemann seines Amts entsezte und von allen Geistlichen des ganzen Landes über diese schola-

stische Spizfündigkeit ein theologisches Bedenken erfordern ließ. Lütkemann hatte vorhin schon mit Zeugnissen anderer Gelehrten belegt, daß er nicht der erste noch einige sey, der jene Meynung behaupte. Zum Glück vor ihn nahm der ganze akademische Senat, und insbesondere die theologische Facultät, mit Ausnahme des Urhebers dieses Streits, sich ihres Collegen an; bewiesen, daß man sich bey dessen gegebenen Erklärung gar wohl beruhigen könne, und baten den Herzog, die übereilte Amtsentsetzung aufzuheben; mit welcher Bitte sich auch die Gemeine, bey welcher Lütkemann Prediger war, dahin vereinigte, damit diesem ihrem treuen und geliebten Seelsorger die Canzel wieder geöfnet würde.

Der Herzog fühlte das Unrecht und die Uebereilung seines Verfahrens, wollte aber doch, nach Art der Fürsten, nicht gefehlt haben, und wollte also die Entsetzung von Catheder und Canzel nicht anders und eher wieder aufheben, als wenn Lütkemann einen verfänglichen Revers unterschreiben würde. Der feste Mann weigerte sich aber dessen standhaft und erbat sich, ihm zu seiner Vertheidigung den Weg Rechtens zu eröfnen, in welchem Gesuch ihn der akademische Senat selbst

bey dem Herzog unterstützte. Darauf wurde vom Hof ein anderer und glimpflicherer nur in der Gestalt einer Erklärung gefaßter Entwurf eines Reverses nach Rostock übersandt. Der standhafte Mann beharrte aber bey dem Entschluß, seine Erklärung nicht anders als öffentlich abzulegen.

Der eben so gelehrte als religiose Herzog August von Braunschweig-Wolfenbüttel machte, auf erhaltene Nachricht, dieser sich immer mehr verwickelnden Fehde dadurch ein kurzes Ende, daß er im August noch eben dieses 1649. Jahres dem gedrückten Manne den Ruf als erster General-Superintendent nach Wolfenbüttel zugehen ließ. Seine Gemeine flehte nun um so eifriger um seine Beybehaltung; der Herzog von Mecklenburg aber wurde seiner Seits so erbittert, daß er den harten Befehl an die Universität erließ: Daß, wenn D. Lütkemann die ihm abgeforderte Erklärung nicht unterschreiben würde, er binnen acht Tagen Stadt und Land, und zwar ohne sicheres Geleit, räumen sollte.

Von Unterschreiben konnte bey diesen Umständen keine Rede mehr seyn; Lütkemann zog unter dem Seegen und häufigen Thränen der ihn bis vor die Stadt begleitenden Zuhörer und Freunde

von Rostock ab, denen er noch über die Worte Josephs, I. B. Mose L. 20. „Ihr gedachtet's böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen", predigte.

Der würdige Mann trat sofort, mittelst öffentlicher Vorträge in der Stadt- und Schloß-Kirche, sein neues Amt an, und wurde, in Gegenwart des Herzogs August und seines Erbprinzen Rudolph Augusts, denen versammelten General- und Special-Superintendenten als ihr Generalissimus vorgestellt, von dem Canzler in Pflichten genommen, und, dem Herrn Vetter zu Mecklenburg zu schuldigen Ehren, an die fürstliche Tafel gezogen. Je mehr der Herzog August den stattlichen Mann kennen lernte, je lieber gewann er ihn, so daß er sich in einem eigenen an seinen vorigen Herrn erlassenen Schreiben vor diesen werthen Mann bedankt, mit Bitte wann Ihro Liebden mehr solche Männer hätten, sie selbige ihm nur wollten zukommen lassen.

Die Hochachtung und Liebe gegen den in seiner ganzen Amtsführung erprobten Mann bewog Herzog Augusten, ihn im Jahr 1653. zum Abt des Closters Riddagshausen zu ernennen, und ihm dadurch neue Gelegenheit zu verschaffen,

seine vorzügliche Talente und Einsichten geltend zu machen.

Am 14. Sept. 1655. ließ Herzog August zum Angedenken der an diesem Tage vor zwölf Jahren von den Kayserlichen wieder eingeräumten Stadt und Festung Wolfenbüttel, ein Dankfest feyern; welche Gelegenheit dann Dr. Lütkemann ergriff, diejenige merkwürdige so benahmte Regenten-Predigt zu halten, wovon hier ein erneuerter Abdruck erscheint *).

Die Predigt muß in der Stadtkirche gehalten worden und von der fürstlichen Familie niemand dabey gegenwärtig gewesen seyn. Desto geschäftiger aber war die Stimme des Neides und der Verläumdung, dem alten Fürsten zu hinterbringen, welch' eine anzügliche und Fürstenschänderische Predigt sein Generalissimus gehalten; wie er sich an dem ganzen Regenten-Stand nicht nur gröblich verschuldet, sondern auf welch' be-

*) Das vor mir habende Exemplar, welches ich der Güte des verdienten und gelehrten Herrn Predigers und Professors Waldau zu Nürnberg zu verdanken habe, ist zu Halle in Sachsen im Jahr 1667. wieder neu aufgelegt worden.

denkliche Weise er solchen in den Augen des Volks, durch die schmälige Benennung eines Regenten-Thiers, herabgewürdigt habe. Zum Glück vor den Doctor hatte er es mit einem Fürsten zu thun, der seine achtzig Jahre bereits erreicht hatte; dessen Puls sanfter schlug, als des jüngern Herzogs von Mecklenburg; der mit eigenen Augen zu sehen, auch derbe trockene Wahrheiten anzuhören gewohnt war, und es unter der Würde eines gerechten Fürsten hielt, jemand, und am allerwenigsten einen von ihm geliebten und geschätzten Zeugen der Wahrheit ungehört zu verdammen. Das erste, was Herzog August that, war, daß er Lütkemannen den schriftlichen Aufsatz seiner Predigt abforderte, dem der schöne Erfolg entsprach: Daß der Wahrheit liebende Fürst den ganzen Vortrag nicht nur vollkommen billigte, sondern auch dem Hof- und Staats-Propheten Schutz gegen alle ungegründete Angeber versprach, ja ihn aufforderte, mit fernern dergleichen Straf-Predigten getrost fortzufahren.

So gedeckt und getröstet der freymüthige Mann durch seinen biedern Fürsten war, so muß ihn doch der giftige Zahn des beleidigten Regenten-Thiers hart verwundet haben. Am 14. Sept.

hielt Lütkemann seine Predigt; die Anschwärzung seiner Haßer, des Fürsten Abforderung des Entwurfs, Lütkemanns Vertheidigung und darauf erfolgte Rechtfertigung, können immer auch einige Tage hinweggenommen haben. Ein Mann, der so kühn und derb von der Canzel spricht, hat gewöhnlich kein kühles Blut; die Hetzereyen mögen es noch mehr entzündet haben; er bekam ein hitziges Fieber, und den 18. Oct. eben dieses Jahrs war er eine Leiche. Predigt und Tod waren allzunahe beysammen, als daß man nicht von jener auf diesen schließen dürfte.

* *

Diese persönliche Umstände sind aus einer weitläuftigen Lebensbeschreibung des seeligen Manns zusammengezogen, welche der bekannte Braunschweigische Geschichtschreiber Rethmeyer einer neuen Auflage des von dem seel. Lütkemann, unter dem Titel: Der Vorschmack göttlicher Güte, herausgegebenen, zu seiner Zeit beliebten Erbauungs-Buches, im Jahr 1720. beygefüget hat.

* *

Die Predigt selbst lautet also:

Text: Aus dem 37. Psalm v. 34.

Harre auf den Herrn, und halte seinen Weg, so wird Er dich erhöhen, daß du das Land erbest.

Die Biene ist ein kleines Thier; doch hat die Natur in demselbigen gar artig abgebildet die Policey unter den Menschen-Kindern. Die Bienen halten sich zusammen; also werden die Menschen von Natur getrieben, daß sie nicht zerstreuet hin und her laufen, wie das Wild, sondern daß sie in einer Gemeinschaft leben. Die Bienen sind arbeitsame Thierlein, daß man auch ihre kunstreiche Arbeit und Fleiß mit Verwunderung ansehen muß. Sie bauen ihnen reine wohlformirte Häuslein, und in dieselbige sammlen sie ihre Güter. Was faul ist und nicht arbeiten will, leiden sie nicht unter sich. Also stehet es auch fein in einer Policey, wenn die Leute nicht den Müssiggang lieben, sondern zur Arbeit gehalten werden, daß sie etwas Nützliches schaffen, ein jeglicher nach seinem Beruf. Bey den Bienen merket man auch eine Einträchtigkeit; sie halten sich zusammen, sie stehen vor Einen Mann; kommt man ihnen zu nahe, so setzen si sich alle

zur Wehre. Wann also auch in einer Gemeine die Gemüther zusammen halten, das ist ein Zeichen einer glückseligen Policey: Friede ernähret, Unfriede verzehret. So lange die Menschen-Kinder bey dem Bau des Babylonischen Thurms einig waren, und sich untereinander wohl verstehen konnten, so lange gieng der Bau von statten; sobald aber die Verwirrung unter sie kam, mußte der Bau aufhören. Wenn die Gemüther in der Policey unter sich eins sind, und unter sich ein gutes Vertrauen haben, da hilft eine Arbeit der andern; da kann man bauen. Wann aber einer den andern nicht verstehen will, wird man mit dem Bau nicht können fortkommen.

Bey den Bienen findet man auch die Ordnung, daß eine regieret, und die andern gehorsam seyn. Sie haben ihren König; denselben versorgen sie, und demselben folgen sie; wo der König hinziehet, da folgt der Schwarm. Wann bey den Menschen kein Regiment ist, oder die Regenten bey den Unterthanen keinen Respect oder Gehorsam finden, da ist es unmüglich, daß es wohl zugehen könne; und ist nothwendig, daß unter dem Hauffen der Menschen etliche sind, die regieren, etliche die gehorchen und folgen. Wenn

nun, die zum Regiment gesetzt seyn, wohl regieren, und die, so folgen sollen, gehorsamlich folgen, da gehet es wohl zu. Wenn denn das Poliecywesen unter den Menschen-Kindern so artig in dem Regiment der Bienen von Gott abgebildet ist, sollen wir gedenken, daß es auch Gottes Werk ist, wenn gut Regiment unter den Menschen gehalten wird. Zu merken ist es bey den Bienen, daß die Natur den König von den andern Hauffen merklich unterschieden hat, weil seine Gestalt größer und ansehnlicher ist, als der andern. Also hat auch die göttliche Vorsichtigkeit die Regenten unter den Menschen-Kindern mit sonderlichem Ansehen bekleidet. Der Natur nach ist ein Mensch nicht besser, als der ander. Wir sind alle Eines Fleisches und Eines Geblütes. Doch ziehet Gott unter viel Tausenden einen herfür, und giebt ihm ein solches Ansehen, daß die andern alle Ihn fürchten müssen. Gott hat mit seinen Gebothen sie also umzeunet und verwahret, daß die Unterthanen sie, als Gottes Ordnung, ehren und fürchten müssen; damit beweiset Gott Gnade und Güte, beydes den Regenten und Unterthanen. Die Regenten haben Gottes Güte zu preisen, darum daß sie der Natur

noch nicht besser sind als andere, dennoch von Gottes Gnade herfür gezogen worden, und über viel Tausend andere Menschen gesetzt seyn, und vor andern mit Ehr und Reichthum begabet worden. Unterthanen erkennen auch darinnen Gottes Güte, daß sie Schutz finden. Je mächtiger der Regente, je mehr sich dessen das Volk zu erfreuen hat. Also haben beydes Obrigkeit und Unterthanen Ursach Gott zu danken, daß Gott ein gut Regiment giebt und erhalte.

An diesem Orth thun wir solches ordentlich auf diesen Tag, und erinnern uns, daß an demselbigen nun vor zwölf Jahren diese Stadt und Festung ihrem rechtmäßigen Erb-Herrn übergeben, und aus der Hand gewaltsamer und fremder Regierung gehoben ist. Dem höchsten Gott sey Preiß und Ehre, daß Er uns christliche Obrigkeit gegeben, und bis daher in großen Gnaden erhalten hat. Dieß ist Gottes Werk, das wir mit dankbarem Herzen erkennen; und eben damit, daß verlesenes Pünctlein aus dem sieben und dreyßigsten Psalm zu einem ordinaren Text auf gegenwärtiges Dankfest verordnet, bekennet christliche Obrigkeit, daß sie ihre Regierung von Gott hat, und daß Gottseligkeit zur

glücklichen Regierung viel helfe. Harre auf den Herrn, und halte seinen Weg, so wird Er dich erhören, daß du das Land erbest. Nehmlich, wenn man den Weg des Herrn hält, so wird man im Lande erhöhet werden. Es ist aber nicht undienlich nachzudenken, was doch die Gottesfurcht bey der Regierung thue. Wenn man seinen Fürsten lobet, daß er klug und verschmitzet, daß er tapfer, großmüthig, und behertzt, das lässet sich hören.

Wenn man aber saget: Das ist ein frommer Herr, das klinget eben nicht so herrlich in der Welt. So wollen wir ein wenig nachsinnen, wie sich mit einem Regenten die Gottesfurcht reime.

Gott gebe uns den Geist der Weisheit und Sanftmuth, daß wir es wohl und christlich erwegen, Amen.

Die Gottesfurcht ist zu allen Dingen nütze und gut, dieß bezeuget die Schrift. So sollte die Gottesfurcht ja auch zur Regierung gut seyn. Gleichwohl stellen wir die Frage an, was Gottesfurcht zur Regierung helfe? Oder, wie die Gottesfurcht zur Regierung helfe? Oder wie die Gottesfurcht sich mit einem Regenten reime? Sollen wir davon etwas sagen, so müssen wir vor-

aus wissen, was ein Regent sey? Ein Regente sollte ja billich seyn eine Creatur, die über ein Land gesetzt und über das gemeine Beste wachen sollte. Das gemeine Beste heißt man jetzo auf Latein: *Ratio Status*. Wenn man weiß, was *Ratio Status* ist, so kann man allhand wissen, was nach der heutigen Statisten Beschreibung ein Regent ist. Es ist aber *Ratio Status* ein solch Ding, welches die Einfalt nicht wohl verstehen kann. Damit ich einfältiglich damit umgehe, so vergleiche ich es dem Adam in seiner Unschuld. Adam war vom Anfang erschaffen nach dem Bilde Gottes, und hatte ein schönes, trefliches und göttliches Ansehen.

Wann Gott Adam ansahe, so sahe Er sein Bild, und war der Mensch wie ein kleiner Gott in der Welt. Es kam aber der Teuffel darzu, und verkehrete solches herrliche Bild ganz in den Grund, also daß der Mensch, der vorher Gott ähnlich war, itzt dem grausamen Teuffel gleich, und ein junger Teuffel in der Welt ward. *Ratio Status* ist ihrem Ursprung nach ein herrlich, treflich und göttlich Ding. Daß einer wär' über das gemeine Beste, daß man die Unschuld schützte, dem Bösen wehrete, und alles in guter Ordnung

halte, das ist ein göttlich Ding. Eine Obrigkeit ist Gottes Dienerin und Fürbilde. Ein Fürst ist wie ein Gott in der Welt. Aber was kann der Teuffel nicht thun? Der hat sich auch zu *Ratio Status* gesellet, und dieselbe also verkehret, daß sie nun nichts mehr, als die größte Schelmerey von der Welt ist: Daß ein Regent, der *Ratio Status* in acht nimmt, unter desselben Namen frey thun mag, alles was ihm gelustet; und kann ich nicht anders sagen, als daß das herrliche Bild Gottes im Regiment in ein schändlich Bild des Satans verwandelt sey. Wir wollen solches absonderlich in etlichen gewissen Stücken besehen.

Zum ersten ist ein solcher Regent ein regiersüchtiges Thier. Es will sich mit einer Regierung nicht begnügen lassen; je mehr Landes er hat, je mehr Landes er suchet. Als der regiersüchtige Alexander gefraget ward, was er thun wollte, wenn er Persien eingenommen, hat er zur Antwort geben, er wollte weiter gehen in Indien hinein. Er wird gefraget, wenn er nun alles hätte, und nicht weiter gehen könnte, was er dann thun wollte? Darauf er geantwortet, denn wollte er geruhig regieren, und ihm gute Tage thun. Darauf ist Ihm recht zu Gemüthe

geführet, wenn er denn itzt, da er so viel Land und Leute nicht hätte, eben so wohl geruhig leben könnte, warumb er ihm so große Unruhe machte, und das suchete, was andern Leuten gehörete? Ja gewißlich, viel Regenten möchten still und geruhig leben, wenn sie sich mit dem könnten begnügen lassen, das ihnen Gott gegeben hat. Aber wenn sie im Frieden sollten besitzen allein, was sie haben, das achten sie vor großen Schaden.

Zum andern ist ein Regent, nach der heutigen Beschreibung, ein ruhmsüchtig Thier, das begehret in aller Welt und bey den Nachkommen einen großen Namen zu haben. Bey den Römern waren zweyerley Mittel, Ruhm und einen großen Namen zu erjagen, die Feder und das Schwerdt; entweder daß man schreibe, was lesens werth ist, oder daß man thue, was schreibens werth ist. Wenn denn die Regenten nicht groß drauf geben, sich mit der Feder berühmt zu machen, so greiffen sie zum Schwerdt, und gedenken sich damit berühmt zu machen, damit auch die Nachwelt weiß, daß sie Regenten gewesen seyn.

Zum dritten ist auch ein Regent ein geldsüch-

tiges Thier. Wenn einer ein Fündlein erdenken kann, groß Geld aufzubringen, der ist ihm der beste Diener. Je mehr sie bekommen, je mehr sie suchen. Und nicht ohne Ursache, denn man erfähret es, daß sie bey ihrem großen Einkommen die ärmesten Leute seyn. Je mehr Länder sie bekommen, je ärmer sie werden, daß auch niemand mehr Schulden hinter sich lässet, als die mächtigsten Potentaten. Also erwecket der Mangel die Begierde, und die Begierde häufet den Mangel.

Zum vierten ist ein statistischer Regent ein räuberisch unrechtfertiges Thier. Wenn einer schon geizig ist, so ist er forth noch nicht unrechtfertig. Aber ein Regent, der sich nach *Ratio Status* richtet, muß nicht allein geitzig, sondern auch unrechtfertig seyn. Er muß an sich ziehen alles, was er nur kann, es geschehe durch Recht oder durch Unrecht; es gereichet alles zu dem gemeinen Besten. Sollte wohl jener Seeräuber nicht recht gesaget haben: Er, der Seeräuber, wäre nur ein kleiner Räuber; aber der große Alexander wäre ein großer Räuber, welcher zu Wasser und Lande die ganze Welt beraubete?

Zum fünften ist ein Regent, wie er von uns

verstanden wird, ein listiges Thier. Es weiß wohl, daß es nicht alles recht ist, was es thut; es weiß aber auch seinen Wesen eine solche Farbe zu geben, das man meinen muß, es thue recht. Und in dem Fall vergleiche ich sie einem Mörder. Ein Mörder saß mit einem Wandersmann in der Herberge, und merkte, daß der Wandersmann Geld bey sich hatte. Er war aber so verständig, daß er wohl wußte, es wäre unrecht, einem das seine zu nehmen, und ihn noch dazu tödten. So gedachte er, eine Ursache zu suchen, daß er mit Recht an den Wandersmann kommen könnte. Bringet derowegen so viel auf die Bahn, daß sie beyde mit Worten aneinander gerathen. Darauf stehet der Mörder auf und spricht: Ich will dir das gedenken, es soll dir nicht geschenket seyn. Damit gehet er davon, und wartet dem unschuldigen Wandersmann auf den Dienst, und so bald er ihn ertappet, greift er ihn an mit solchen Worten: Weist du wohl, wie wir mit einander stehen? Ueberwältiget ihn also, schlägt ihn zu Tode, und nimmt ihm all das seinige. Was dünket euch, sollte das wohl nicht ein gerechter Räuber und Mörder seyn? Er hat ja Ursach gehabt, seinen Feind an-

zugreifen. Es ist kein Potentat, der den andern angreift, und unrecht haben will. Da muß ein öffentliches Manifest in die Welt; das muß beweisen, daß sie nicht ohne Ursach Blut vergiessen und rauben.

Zum sechsten ist ein Regent nach der statistischen Beschreibung ein grausam unbarmherzig Thier. Das beweisen die grausamen Auflagen, damit das arme Volk, die Kinder des lebendigen Gottes, gedränget werden. Wenn schon ein armer Mann mit seinen Kindern nicht sollte ein Bißlein Brods vor sich behalten, das bewegt sie nicht. Es beweiset's die unmenschliche Begierde, Krieg zu führen.

Die Alten haben dafür gehalten, wenn man Krieg nenne, so nenne man alles Unglück. Denn wer kann auch erzehlen alle den Jammer, so man im vorigen Teutschen Kriege an Menschen und Viehe gesehen? Noch haben unsere Herren Lust dazu, und vergiessen Blut; ja Menschen-Blut, ja Christen-Blut häufiger Weise, umb Sand und Land, umb ein geringes Wort, umb eigene Ehre, umb ein geringe Personal-Injuria. Eines einigen Christen Blut ist von Gott theurer geachtet, als ein ganz Königreich. Aber diesen Leuten

grauet nicht, Christen Blut zu vergiessen ohne Maaß, umb eines einigen Dorfs, oder einer einigen Stadt willen; sondern rüsten Menschen wider Menschen, Christen wider Christen, und geben ihnen mördliche Waffen in die Hand, sich einander bey Hunderten und Tausenden aufzureiben; da nicht allein der Leib getödtet, sondern auch manch Tausend Seelen zur ewigen Verdammnüß geführet wird. Noch haben unsere Herren Lust darzu, richten ihren Staat auch also an, daß Herren nicht können Herren bleiben, wo sie nicht andern ins Land fallen, rauben, stehlen, und Blutvergiessen; ist das nicht zu erbarmen? Siehe, das ist die Gestalt eines Regenten, wie ihn die Statisten haben wollen. In Summa, es ist ein solches Thier, dem fast alle Laster anstehen. Da bey einem gemeinen Mann gelobet wird, aufrichtig sein Wort halten, so schämen sich Regenten nicht, etwa zu versprechen und verschreiben, und davon zu halten, so viel als ihnen beliebet.

Dahero auch ein Regent dem andern nicht trauet: Denn sie kennen sich unter einander, und wissen, was *Ratio Status* ist; nehmlich, ein Ding, dem nicht zu trauen stehet. Hurerey und

Ehebruch wird an dem gemeinen Mann von ihnen gestraft; bey ihnen selbst wird es nicht geachtet. Diebe lassen sie henken; Ihnen stehet jedermans Beutel offen. Mörder werden getödtet; Sie selbst haben Lust, unschuldig Blut zu vergiessen. Da sie das Land von Mördern und Dieben reinigen sollten, erfüllen sie es damit, daß auch der weise König von ihnen gesagt Proverb. 28. „Ein gottloser, der über ein arm Volk regieret, das ist ein brüllender Leu, und gieriger Bär". Wenn denn auf solche Art ein Regent muß angesehen werden, ist leicht zu erachten, wie mit solchen Regenten die Gottesfurcht sich reime. Ich sollte hie wohl die Gottesfurcht beschreiben, wie ich oben die Regenten nach ihrem Staat beschrieben habe; aber der Mühe kan ich überhaben seyn. Denn wenn man von der Gottesfurcht nicht mehr weiß, als daß sie solche Augen erfordere, die auf Gott sehen, und daran gedenken, daß sie ihres Thuns Rechenschaft dermaleins müssen für Gott ablegen, so hat man hier genug. Denn wer siehet nicht, daß bey einer solchen Creatur, die alles richtet zu ihrer eigenen Hoheit, als zu dem vornehmsten Zweck; daß sie große Macht, großen Ruhm, großen

Reichs=

Reichthum in der Welt erlange; die unrechtfertig, listig und blutdürstig ist:

Wer siehet nicht, sag' ich, daß bey einer solchen Creatur die Gottesfurcht keinen Platz habe? Aber vielleicht mögen wir solches zu sagen zu einfältig seyn, und die Sache nicht recht verstehen; denn ein ander möchte sagen, die Gottesfurcht schickte sich gar fein bey einem Regenten, so er anders nach statistischer Art sich halten wollen. Denn die solche Regenten unterweisen, schreiben ihnen diese Regul für, daß er sich der Gottesfurcht annehme, sich zur Kirchen fleissig halte, von Gottes Wort gerne rede, über die Religion eyfere. Denn sie wissen, daß kein Teufel so böse ist, er kann sich in einen Engel des Liechts verstellen. Was vorhin von den Regenten gesaget, taugte im Grunde nicht. Damit es aber den Schein gewinne, als sey es so böse nicht gemeinet, so müssen sie sich der Gottseligkeit annehmen. Da muß denn niemand merken, daß dieß so ein böses Thier sey. Da heißt es denn eine Christliche Obrigkeit, eben wie der Teuffel ein heiliger Teuffel ist. Also reimet sich ja die Gottesfurcht im Regenten-Stand gar wohl, aber als ein Deckel ihrer fleischlichen Begierde.

Es trifft ihnen, was der weise König sagt, Prov. 20. „Viel Menschen werden fromm gerühmet; aber wer will einen finden, der rechtschaffen fromm sey". Man sehe nur an, was große Potentaten thun, wenn sie Krieg führen. Können sie es dahin bringen, daß die Welt meyne, es gehe die Religion an, so haben sie schon halb gewonnen. Ich habe meinem Vorhaben ein Gnügen gethan; denn ich mir vorgenommen zu sagen, wie sich die Gottesfurcht reime mit einem Regenten, der nach der heutigen statistischen Art sein Regiment führet, und *Ratio Status* wohl beobachten kann. Das habe ich nun gethan, und habe gezeiget, es reime mit solchen Regenten die Gottesfurcht sich nicht anders, als so ferne sie ist ein Deckel der fleischlichen Lüste und Bosheit. Ich will dennoch, den Regenten zu gefallen, dieses hinzuthun, was doch endlich ein solcher Regent wird gewinnen und davon bringen? Kürzlich: Ich besorge, es werde ein strenges Gericht über sie ergehen. Denn dieweil sie andere gerichtet haben, sich aber selbsten nicht haben richten wollen, so wird der höchste Richter aufstehen, und über sie das Gerichte halten. Wem viel vertrauet ist, von dem wird

auch viel gefordert werden. Wem ist aber mehr vertrauet als Regenten? So viele Menschen, derer Leib und Seel, deren Haab und Guth, Ehr und Wohlfarth! Von wem wird nun mehr gefodert werden, als von Regenten? Daher spricht Jacobus im andern Cap. seiner Epistel: „Er wird ein unbarmherzig Gerichte über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat. Und Sap. 6. stehet: Die Gewaltigen werden gewaltiglich gestrafet werden. Es ist wohl werth, daß es von Regenten gelesen, und mit rechtem Nachsinnen betrachtet werde, was daselbst die Weisheit redet: „Höret, (rufet sie,) höret ihr Könige; merket, lernet ihr Richter auf Erden; nehmet zu Ohren, die ihr über viel herrschet; denn euch ist die Obrigkeit gegeben vom Herrn, und die Gewalt vom Höchsten. Darum wird Er fragen, wie Ihr handelt, und forschen, was ihr ordnet; denn ihr seyd seines Reichs Amtleute. (Ihr seyd nicht eure eigene Herrn. Ihr habt das Amt von Gott; Ihr seid seines Reichs Amtleute.) Aber Ihr führet Euer Amt nicht fein, und haltet kein Recht, und thut nicht, was der Herr geordnet hat. Er wird gar greulich und kurz über Euch kommen, und es wird gar ein scharf

Gericht gehen über die Oberherrn; die Gewaltigen werden gewaltig gestraft werden".

Wenn ich nur gedenke an den Proceß des Jüngsten Gerichts, wie ihn Christus selbst offenbahret hat, so nimmt mich Wunder, wie Regenten können ohne Furcht leben, wenn sie solches hören. Denn so wird der Richter sagen: „Ich bin hungerig gewesen, und Ihr habt mich nicht gespeiset; ich bin durstig gewesen, und Ihr habt mich nicht getränket; ich bin nacket gewesen, und Ihr habt mich nicht bekleidet". O großer Gott, was werden dir antworten dieselbe, die nicht allein deine arme Brüder nicht gespeiset und bekleidet, sondern selbst viel Tausend armer Leute gemacht haben; und das haben sie gethan an deinen Brüdern, und an deinen Schwestern. Einer wird daselbst auftreten und sagen: Ich habe noch ein Bißlein Brod gehabt für mich und meine Kinder, aber die Regenten haben mir es aus dem Maule gezogen. Die Regenten, die Regenten haben mich drum bracht! Ein anderer wird sagen: Ich hatte noch ein einziges Kühlein, das mit seiner Milch mich und meine Kinder erlabete. Ich habe sie aber müssen verkaufen, und das Geld den Regenten geben; die Regenten haben mich drum

bracht. Der dritte wird sagen: Ich hatte noch eine Decke, damit ich meinen nackten Leib bedecken konnte; ich habe sie aber müssen dahin geben, die Regenten haben mich drum bracht. O das schwere Gericht, das darauf folgen wird! Es wird ein unbarmherzig Gericht gehen über den, der nicht Barmherzigkeit gethan hat. Man möchte sagen: Ey, die Regenten sind gleichwohl so unbarmherzig nicht, daß sie sich der Armen nicht sollten annehmen; sie wenden ja groß Geld an die liebe Armuth. Ich gebe es zu; aber was ists? Wenn einer den armen Leuten viel tausend Thaler abgedrungen hat, und wendet hernach etwan zehen oder zwanzig Thaler an die Armen. Ich fürchte gar zu sehr, die Gewaltigen werden gewaltig gestraft werden. Viel unter Euch werden vielleicht jetzt sagen, du bist ein Majestät-Schänder! Wer pfleget so von den Majestäten zu reden? Aber thut gemach, lieben Herren! mit nichten schände ich die Majestäten.

Fürs erste halte ich die Obrigkeit für eine herrliche heilsame Ordnung Gottes, und ehre dieselbe, als Gottes Diener, denen Gott selbst das Schwerdt und die Macht in die Hände gegeben hat. Ich bin ihr auch gehorsam und unterthan. Zum zwey-

ten zweiffele ich nicht, daß unter den Regenten viel seyn, die wohl wissen und bedenken, daß sie unter Gott seyn und deßwegen ihr Gewissen in der Regierung wohl in Acht nehmen. Solche gottselige Regenten achte ich sehr hoch, die man billig rühmet, wie Syrach Cap. 49. v. 42. den König Josias. Der Nahme Josias ist wie ein edel Räuchwerk aus der Apoteken; er ist süsse wie Honig im Munde, und wie ein Seitenspiel beym Wein. Gewiß ist es, daß ein gottseeliger Regent nicht genug kan gepreiset werden. Was ich aber zum dritten geprediget habe, gehet die gewissenlosen Statisten an, und deren Rathgeber, von welchem ich gesagt habe und noch sage, die Gottesfurcht reimet sich mit ihnen nicht anders, als so fern sie ist ein Deckel der fleischlichen Boßheit und Lüste.

So möchte man weiter fragen, wenn dieß allein die gewissenlosen Regenten angehet was bedeut es, daß du davon predigest? Sind denn solche Regenten vorhanden? Wohl ist es gut, daß Ihr darnach fraget, wozu diese Predigt nütze ist? Ich will es euch sagen. Zum ersten dienet sie den Regenten und allen die mit dem Regiment zu thun haben; und zwar dienet es ihnen zur Warnung,

damit sie sich prüfen und wohl fürsehen. Verständige und gottseelige Regenten wissen selbst wohl, wie ungleich es im Regiment daher gehet, und können es mit billigen. Es gedenket aber ein jeder, daß er Fleisch und Blut an sich habe. Leichte ist es geschehen, daß derselbe, der große Gewalt hat, seine Gewalt mißbrauche. Da erforsche sich nun ein jeglicher, der mit den Regenten zu thun hat, wie er sein Gewissen in Acht genommen? Findet ihr Freudigkeit in euren Gewissen, so danket Gott und freuet euch, denn euer Lohn wird im Himmel groß seyn; saget euch aber euer eigen Gewissen, daß ihr eure Macht mißbraucht, auch unbilliche unchristliche Dinge mit Rath und That befördert, so macht euch nur nicht rein. Ihr habt nicht mit Menschen, sonder mit Gott zu thun. Nehmet euch vielmehr vor, was vorhin versehen, ins künftige zu bessern. Gedenket ihr aber, das nicht zu thun, wolan, so habt ihr auch nichts anders zu gewarten, als was gesagt ist: Die Gewaltigen werden gewaltiglich gestrafet werden.

Insonderheit ermahne ich euch Herren-Diener! Sehet euch wohl für! Gedenkt nicht, daß ihr alsdenn eures Herrn bestes gesucht habt,

wenn ihr es suchet mit der Unterthanen Verderbeu. Unser gnädigster Landes-Fürst und Herr ist von der hohen Majestät Gottes über seine Unterthanen gesetzt, als ein Hirte über die Schaafe; als ein Vater über die Kinder des lebendigen Gottes, daß S. Fürstl. Gn. dieselbigen schütze, und ihr Bestes suche. Meinet ihr denn, ihr habt eurem Herrn in der Regierung wohl gedienet, wenn ihr seine Unterthanen verderbet? Man muß bekennen, daß an Herren-Höfen der Diener viel gefunden werden, die ihres Herrn Nutzen, Hoheit und *Ratio Status* also wissen in Acht zu nehmen, daß allerley Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit geübet, und der armen Leute Schweiß und Blut heraus gepresset wird; und, wenn sie das gethan, sind sie nach ihrer Meinung getrene Diener. Ich rathe aber, hütet euch, und fasset diese Regul: **Ein Amtmann und Herrn-Diener ist schuldig, so wohl der Unterthanen Bestes, als ihrer Herrn, zu befördern.**

Hernach dienet es auch, was ich geprediget habe, den Unterthanen insgesammt; und erstlich dazu, daß sie wissen weiß und schwarz zu unterscheiden, und einen Unterscheid zu machen zwi-

schen der herrlichen Ordnung Gottes, und dem Mißbrauch, so solcher, Ordnung anhanget, und daß sie um des Mißbrauchs willen die Ordnung selbst nicht verwerfen und verlästern. Der Regenten=Stand ist und bleibet ein heilsamer göttlicher Stand. Geschiehts aber, daß Regenten ihres Standes mißbrauchen, so sollt ihr darum die Ordnung Gottes nicht schänden. Müsset ihr schon etwas unbilliges leiden, werdet ihr zu hart gepresset, und müsset in eurem guten Recht niederfällig seyn: So sollt ihr doch um des Gewissens willen das Uebel vertragen, und nichts desto weniger die Obrigkeit lieben und ehren; und hütet euch ja, daß ihr um eurer Ungelegenheit willen euer Herz nicht zu einem Satan wider einen Gesalbeten des Herrn machet.

Zum andern dienet auch vorgehabte Betrachtung dazu, daß ihr den erbärmlichen Zustand der Christen verstehen und klagen könnet. Wenn ihr von unbilliger unbarmherziger Gewalt der Regenten höret, so gedenket, daß es eine Strafe von Gott sey, und habt Mitleiden mit denselben, die von solcher unbilligen Gewalt gedrücket werden; wie ihr denn ermahnet werdet ad Hebræos 13. Gedenket derer die Trübsal leiden, als die ihr

auch noch im Leibe lebet. Christen sind Glieder eines Leibes. Was dem einem wehe thut, soll auch der ander fühlen, und einer soll dem andern in seiner Last zu Hülfe kommen, mit Seufzen und mit Beten.

Endlich zum dritten dienet es dazu, daß wir Gott dem Herrn danken, wenn uns Gott eine gewissenhafte recht christliche Obrigkeit bescheret, und daß wir desto mehr und heftiger für dieselbige zu Gott beten. Das wollen wir nun auch auf dießmal thun:

* *

Großer Gott, du Herr aller Herren, der Du Fürsten, als deines Reichs Amtleute, über dein Volk gesetzet hast, und befohlen, daß sie, als deine Stadthalter, für ihre Unterthanen sorgen und Schutz haben sollen: Wir danken dir für solche deine heilsame Ordnung. Nun Vater, diese unsere Fürsten sind, als Menschen, viel zu schwach, solchen Stand recht zu führen; darum bitten wtr demüthig, sey du ein Regierer der Regenten, ein Schild und Gewalt der Gewaltigen. Laß Fürsten fürstliche Gedanken haben, und darüber halten. So sie aber ihre Gewalt mißbrauchen, so schone ihrer gnädiglich, und gib

ihnen ein ander Herz; denn das kannst du. O du gewaltiger Gott! Du hast die Herzen aller Herren in deinen Händen, und lenkest sie wie Du willt. Insonderheit befehlen wir Dir in deinen Gnadenschutz Unsern gnädigen Landes-Vater und Herrn, samt dem ganzen Fürstenthum; stärke ihn in seinem hohen Alter, und führe ihn in deiner Furcht; sitze mit ihm im Rath, und gib ihm gesunde Räthe und treue Amtleute, die auch in deiner Furcht wandeln, und das Böse hassen samt dem Geiz. Schaffe, daß sie allesamt richten nach Recht und Gerechtigkeit; in aller Noth sey ihre starke Hülfe, auf daß wir in Ruhe und Friede deinem heiligen Nahmen dienen mögen. Amen.

* *

So herzlich und geistreich, wie Lütkemann, würden auch Spener und Franke zu Ende des vorigen Jahrhunderts gebetet — eine solche Predigt aber würden, um hundert Jahre weiter hin, weder Mosheim noch Jerusalem in Braunschweig gehalten haben; und eben so gewiß ist, daß, wenn in unsern Tagen ein Geistlicher irgend eines Landes und Standes, eine Canzel-Rede in diesem Ton und Melodie zu hal-

ten sich ermächtigte, er als ein Fürsten-Schänder und Volks-Aufwiegler zu unausbleiblicher Verantwortung und Strafe würde gezogen werden.

* *

Die Wahrheit war zu allen Zeiten nur Eine. Der Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Tugend und Laster, Glauben und Aberglauben, Wahrheit und Irrthum, war der Streit aller Jahrhunderte. Sind die Kämpfer matt und verzagt, sind die Waffen der Wahrheit stumpf und unbrauchbar worden; oder welches sind die Ursachen, daß man aus dem Munde christlicher Religions-Lehrer immer seltener solche kühne, getroste, heroische, ohne Ansehen der Person durchgreifende Zeugnisse, wie ehedessen, zu vernehmen hat? Ist dieser Zeugen-Geist mit der Zeit ganz verraucht und in Verwesung übergegangen; oder ist die Kraft und der Muth geblieben und nur in der Anwendung anders modificirt und verfeinert worden? Wie verhalten sich Menschen und Sachen der vergangenen Zeiten hierinn gegen die jezige? Was ist an jenen oder diesen zu loben oder zu tadeln; und was ist vor's Gegenwärtige und Künftige zu fürchten oder zu hoffen?

* *

* *

Diese Fragen und Betrachtungen sind doch wohl einer nähern Prüfung und Untersuchung werth. Publicität ist das große Losungswort unserer Tage; warum sollte nicht die Publicität der Canzel eine besondere Beleuchtung verdienen?

Indem ich aber von dieser besondern Gattung Publicität spreche, so verstehe ich darunter diejenige offentliche und mündliche Zeugnisse der Wahrheit, welche vor einer versammelten christlichen Gemeine zur Rüge von Lastern, Mißbräuchen, Irrthümern und Gebrechen, entweder, ganzer Stände oder einzeler bedeutender Personen, deren Beyspiele von schädlichen Folgen für andere seyn können, abgeleget werden.

Durch diese Einschränkung sind also bloße, obgleich in der nehmlichen Absicht und zu gleichem Zweck verfaßte Schriften, den öffentlichen Canzel-Vortrag ausgenommen, von selbsten ausgeschlossen.

* *

Ich würde es selbst um so unbedenklicher wagen, dieser Beschäftigung einige Stunden meiner glücklichen Einsamkeit zu widmen, als Gott

lob! die Zeiten vorbey sind, da es einem deutschen Staatsmann als einige ungeziemende Allotrioepiscopie gedeutet, oder wohl gar zum Verbrechen angerechnet wurde, wann er sich, ausser denen ihm vermeintlich angewiesenen Gränzen, einen Schritt in das Gebiet der Theologie und Kirchen-Geschichte erlaubte. Das Recht, zu prüfen und das Gute zu behalten, ist nicht nur ein allgemeines und unveräusserliches Menschen-Recht, sondern auch das edelste der protestantischen Kirchen-Rechte, und hängt mit der Pflicht eines diese Vorzüge nach Würden schätzenden gewissenhaften Staatsmanns unzertrennlich zusammen.

Diese Stimmung und Anforderung wurde in mir noch lebendiger, da ich in der Lesung des von dem vortreflichen, eben so gelehrten als erfahrnen Veit Ludwig von Seckendorf bereits im Jahr 1685. geschriebenen Christen-Staats *) auf folgende merkwürdige Stelle stieß: „Die Betrachtung des Standes der Obrigkeit ist eine schwere und gefährliche Materie; theils daß niemand, nach menschlicher angebohrner Unart, un-

*) S. 225.

lieber die Wahrheit höret, als wer Macht hat dieselbe zu verwerfen, und denjenigen zu beleidigen der sie fürbringet; theils weil man auf der andern Seite sich versehen muß, daß aus offenbarer, obwohl treuherziger und gegründeter, Anzeige der obrigkeitlichen Mängel, wann gleich christliche hohe Personen solche mit Gütigkeit und Dank aufnehmen, dennoch bey dem unverständigen Haufen der Unterthanen ein widriger und böser Effect, nämlich Haß und Verachtung gegen die Obrigkeit, oder gar Aufstand und Empörung veranlasset werden möchte. Allermaßen das Exempel des unglückseeligen Bauren-Kriegs ausweiset, da die Leute nicht allein durch vorsetzliche Verführer und Aufwiegler zur Aufruhr erreget, sondern auch wohl nur aus Anhörung der Predigten, da guter Meinung vom Amt der Obrigkeit gelehret worden, sich geärgert, und weil sie zugleich von Mängel der Obrigkeit gehört, denenselben mit gänzlicher Aufhebung solchen Standes abhelfen wollen. Dahero ist überaus nöthig, eine solche Behutsamkeit zu gebrauchen, daß nicht Ursach zum Mißbrauch gegeben werde. Wäre also besser, daß die Seelsorger und Beichtväter, wie etliche christlich und löblich thun, aller Orten

zuforderst den Muth fasseten, dasjenige münd- und schriftlich denen Obrigkeiten absonderlich vorzuhalten was sie auf der Canzel, oft in Abwesenheit derer, die es eigentlich treffen soll, oder da sie gegenwärtig sind, mit ihrer großen Beschimpfung vor den Gemeinden, fürbringen. Ferner, wann ihre bescheidenliche und auf genugsame Erwegung und Erkundigung der Sache und nicht auf ungewiß Geschwätze und Muthmaßung gegründete Erinnerung nichts verfienge, daß sie alsdann das öffentliche Uebel zwar nicht unangezeigt liessen, sondern nach Gottes Wort straften, dabey aber allezeit genugsamen Respect gegen das hohe Amt der Obrigkeit brauchten, und die heilsame Vermahnung anhiengen, daß die Unterthanen, welche solche Gebrechen der Obrigkeit merken und öffentlich taxiren hören, nicht etwa einen Kützel daraus empfinden, oder über des Predigers Freymüthigkeit sich verwundern sollten; sondern daß sie zuforderst in sich selbst gehen, und daher Ursach nehmen sollten, Gott täglich anzurufen, daß er die Obrigkeit mit seinem guten Geist regieren, sie zu seinem nnd ihrer selbst Erkenntniß bringen oder darinn erhalten und sie für Ungerechtigkeit und andern schädlichen Hän-

deln

deln in dero hohen Amt behüten, ihnen auch fromme und gewissenhafte Räthe und Diener verleihen wolle, die mit zusammengesezter Treue die Mängel erinnerten, und, weil jeder Rath verpflichtet wird, seines Herrn Bestes zu befördern, daß sie solches auch auf die nothwendige geziemende Erinnerung in Gewissens-Sachen verstünden, und nicht meyneten, der Beichtvater sey allein dazu bestellet. — Gewiß ist, daß der Unmuth, das Murren, das Austragen und Durchhecheln der Obrigkeiten, welches fast aller Orten von Unterthanen getrieben wird, das Mittel so wenig seye, wodurch die Besserung zu erhalten wäre, als das unbedachte Schreyen auf den Canzeln".

* *

So wahr und gegründet dieses in Ansehung des Betragens und der Gesinnungen der Unterthanen auch noch zu unsern Tagen ist, wie unendlich ist dagegen der Unterschied, wenn man das Reden, oder, nach dem biedern Seckendorf, das Schreyen und Poltern der Prediger vom Jahr 1685. dem Schweigen, Achseltragen oder Leisetreten unserer modernen Canzelredner vom Jahr 1795. gegen über stellt. Man mag jenes tadeln

und dieses entschuldigen, wie und so viel man will, so ist doch nicht zu läugnen, daß, wenn man zu jener Zeit zu viel gethan, man heut zu Tage ehender zu wenig thue. Es ist dahero ein zur rechten Zeit gesagtes Wort, wenn der ehrwürdige Leß *) diesen Theil der Pflicht eines sein Amt mit ganzer Treue verwaltenden Predigers aufs neue, mit der ihm eigenen Herzlichkeit und Würde, einschärfet: „Erinnerung (sagt der) der Irrenden, Sündigenden und Lasterhaften; mit der Wahrheit und Gründlichkeit, welche die überlegenen Kenntniße eines erleuchteten und exemplarischen Lehrers verschaffen; in dem Geiste der Klugheit, Demuth und Sanftmuth, den die christliche Moral lehret und einflößt; mit dem Muthe und der Entschlossenheit, zu welchem Evangelische Tugend erhebt: Solche Erinnerungen, besonders den Reichen und Vornehmen, den Mächtigen und Gewaltigen der Erde gegeben, sind unstreitig wesentliche Geschäfte des christlichen Lehramts; die ehedem oft überspannt worden, jetzt aber noch öfter vernachläßiget, wohl gar, als Fürwitz und Eingriff

*) Ueber das christliche Lehr-Amt und dessen würdige Führung, Göttingen 1790. S. 146.

in die Rechte anderer, verurtheilet werden. Wer wird und soll diesen unaussprechlich wichtigen Dienst einzelnen Personen und der ganzen Gesellschaft leisten, wenn es nicht der thut, der für die Seelen der Menschen zu wachen von Gott bestellet und berufen worden? Wer wird es wagen, sich Obrigkeiten und Fürsten darzustellen, an ihnen dieses Geschäfte so ehrerbietig als unerschroken zu verrichten, und dabey Gemächlichkeit und irdischen Wohlstand in Gefahr zu setzen, wenn der Prediger, zu dessen Gemeine sie gehören, furchtsam schweigen will? Unaussprechlich sind die Vortheile, welche dergleichen Erinnerungen, nach der christlichen Moral Vorschriften eingerichtet, stiften. Tausend Personen, Familien und Geschlechter können dadurch vom Untergange errettet, tausend gute Charactere gebildet und Millionen wohlthätiger Handlungen hervorgebracht werden. Selbst ungerechte Urtheilssprüche und grausame Kriege verhindern, Einrichtungen aber und Unternehmungen, die ganzen Städten und Ländern Heil bringen, befördern, kann der christliche Prediger durch gute Verwaltung dieses Theils seines Amts".

* *

Um diese ganze Materie von dem sonst so genannten Elencho, Straf-Amt, Amt der Schlüssel, oder, wie ich mir den modernen Ausdruck erlaube, von der Publicität der Canzel in einem richtigen Ueberblick zusammen zu fassen, ist wohl deren Betrachtung in einer historischen Zeitfolge am natürlichsten und bequemsten, weil die Geschichte Thatsacheu liefert, aus welchen die Beurtheilung von selbsten folget, oder doch, wann sie von jenen unterstützt wird, nicht so leicht abgewiesen und widersprochen werden kann.

So hatte ich bereits angefangen, diesen Gegenstand zu durchdenken und nach Anleitung der allgemeinen und besondern Provincial-Kirchen-Geschichte zu bearbeiten; nur allzubald mußte ich aber wahrnehmen, wie weit mich solches führen, und daß statt einiger Betrachtungen ein ganzes Buch daraus werden würde, dessen Schicksal bey der bekannten Humanität unserer heutigen theologischen Journalisten, Annalisten &c. gar leicht vorher zu sehen war.

Ich liebe leidenschaftlich die Wahrheit, so weit deren Licht mir scheinet, aber auch in meinen Jahren Frieden und Ruhe, und entsage also

ohne Reue meinem entworfenen Plan, welchen ich denjenigen, die mehrere Einsicht und Muth genug haben, zu beliebigem Nachdenken und Ausführung überlasse.

Wer es nun auch sey, halb oder ganz geistlich oder weltlich, der sich diesen Erörterungen zu unterziehen einst bewogen finden möchte, dem werden sich wohl die drey Haupt-Punkte vor Augen stellen:

Wie viel der Geist der Zeit und die von den vorigen so sehr verschiedene Beschaffenheit der christlichen Religions-Vorträge überhaupt auf die Canzel-Publicität gewürkt habe?

Welchen Einfluß seit hundert Jahren die Grundsätze der protestantischen Fürsten, ihrer Minister, Hofleute, Publicisten, Consistorien und Collegien, ihre Religiosität oder Unglaube, und die ganze Denkungs- und Lebens-Art der verschiedenen Stände von Adel, Bürger und Bauer darinn hervorgebracht, noch haben, und je länger je mehr haben werden.

Wie viel die Achtung oder Geringschätzung des geistlichen Standes überhaupt, die Bild- und Erziehung der Religions-Lehrer, ihr Leben,

Lehre und Aufführung, im Amt und im gemeinen Leben, dazu beytrage? Welches von alle diesem die allgemeinen und besondern Ursachen, und vors Künftige die erfreulichen oder traurigen Aussichten seyen?

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Moser, Friedrich Carl von, 1723-1798

Politische Wahrheiten

Bd.: 2

Zürich (1796)

Pol.g. 673-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10770068-1
VD18 8034920X-001